

nc
10549

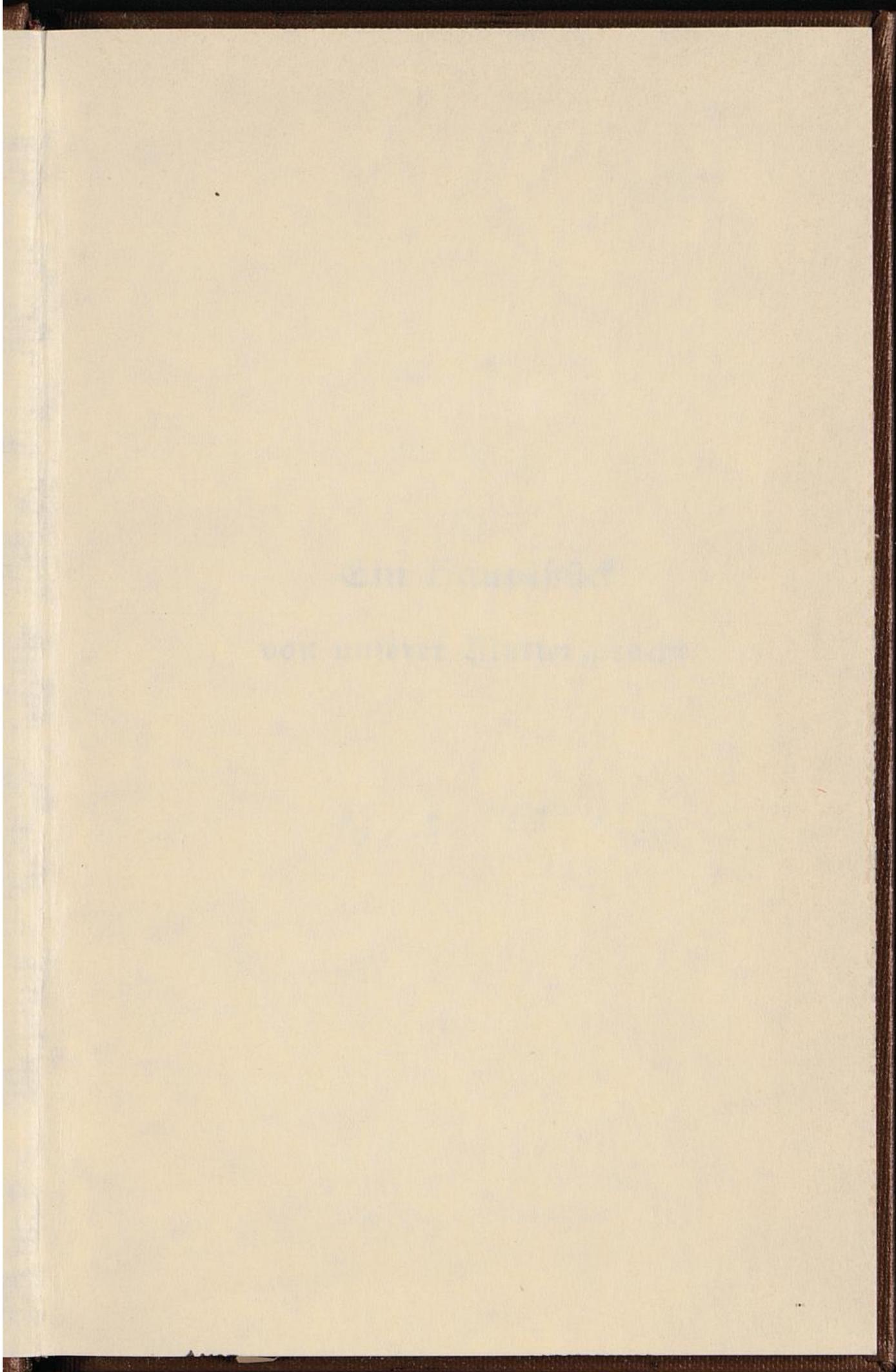
30
~~95 01~~
~~5 30~~
~~1554~~

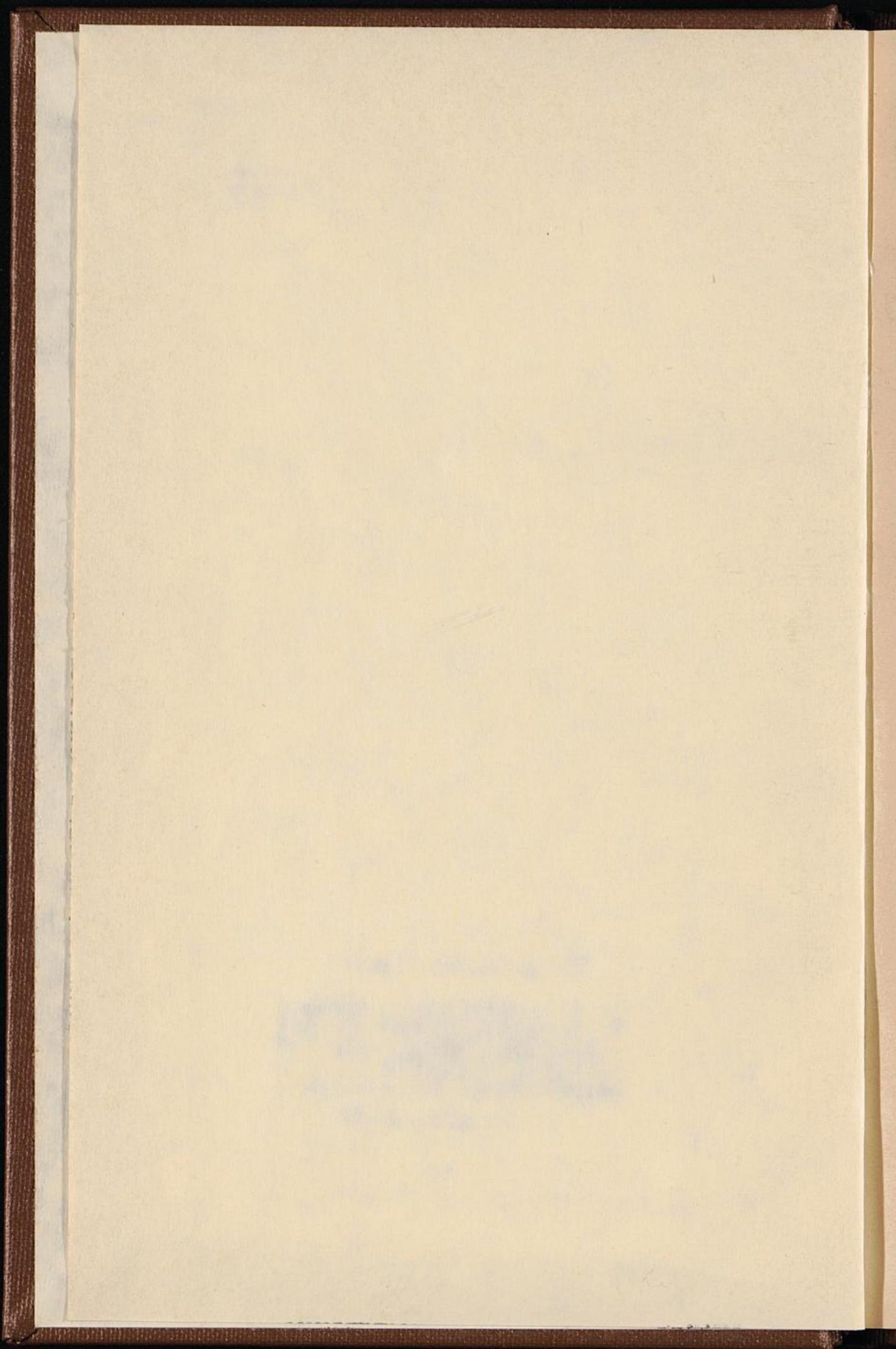
ULB Düsseldorf



+9051 435 02

✓





Ein Hauptstück
von unserer Muttersprache.

86/30/35 17W

ka

Sub. Nr. ~~681767~~

Universität Düsseldorf
Germanistisches Seminar

9051 435 02

Ein Hauptstück
von
unserer Muttersprache.

Mahnruf
an
alle national gesinnten Deutschen.

Von
Herman Kiegel.



86/30/35/176

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1883.

#9 004 395 029

30
geva
530

r 554

nc
10549





Als ich den Entschluß faßte, öffentlich aufzutreten gegen den Unfug, der in der deutschen Sprache heutzutage mehr denn je mit den Fremdwörtern getrieben wird, war ich mir der Unannehmlichkeiten, die damit verbunden sein würden, vollständig bewußt, aber dieselben konnten mich nicht verhindern, dem guten und edeln Zwecke zu dienen. Man hat die Erfahrung machen müssen, daß Alle, welche bisher diesem Unfug zu steuern suchten, sich gefallen lassen mußten, lächerlich gemacht zu werden. Der Grund liegt darin, daß die nicht ganz seltene Tugend der Trägheit dem Angriffe auf eine bequeme Gewohnheit naturgemäß entgegenzuwirken trachtet und, da nun hier aus Anlaß naheliegender Übertreibungen, sich ohne besondere Anstrengung leicht Witze, und mitunter selbst gute, erzielen lassen, so bedient sie sich dieses Mittels, um den Angreifer dem allgemeinen Spotte preiszugeben. Nichts ist billiger als dies. Aber ich kann diesen Spott nicht ernstlich nehmen und seine Bedeutung nicht achten. Er hat keine Widerstandskraft und muß vor dem Ernst der Sache doch verstummen, wenn er auch anfangs noch so sehr gelästert hat.

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen!“

Dieses Dichterwortes darf man sich getrösten, denn der Kampf gegen jenen Unfug ist zugleich ein Kampf für die Schönheit unsrer Sprache selbst.

Eine andere Erwägung aber fällt viel schwerer ins Gewicht und läßt von vornherein einen Erfolg zweifelhaft erscheinen. Wer könnte und wollte sich da täuschen! Denn es ist nicht zu leugnen, daß eine sehr große Gleichgiltigkeit gegen die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache fast ganz allgemein herrscht. Ein Eintreten für diese Ziele ist also keinesweges einladend und ermuthigend. Klüger, weltkluger möchte es jedenfalls sein, zu schweigen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Aber eine edle und bedeutende Sache hat das Recht, Muth und Entschlossenheit zu verlangen, und Derjenige, der eine solche Sache in ihrem Adel und ihrer Größe erkannt hat, hat auch die Verpflichtung, für sie einzutreten. Er muß seine Schuldigkeit thun. Und da der Erfolg menschlicher Bestrebungen niemals in der Hand von deren Trägern liegt, so darf er auch hier ruhig den Erfolg jenen höhern Mächten, die ihn herbeiführen oder zurückhalten, anvertrauen. In diesem Sinne glaube ich nur eine unabweisliche Pflicht zu erfüllen. Ich will meiner Nation diesen Dienst erweisen und will ihr diesen Spiegel vorhalten, gleichviel, was daraus werden mag.

Sene allgemeine Gleichgiltigkeit ist allerdings auffällig genug, und wenn man sie mit andern verwandten Erscheinungen vergleicht, nicht eben leicht begreiflich. Denn die Sprache bildet fortwährend einen Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wie der wissenschaftlichen Forschung. Man macht allerlei Wörterbücher unsrer Sprache, erforscht sie in ihren Anfängen und Umbildungen und sucht die Gesetze ihres Baues und ihrer Wandlungen auf. Man schreibt Bücher über den Sprachgebrauch und die Sprachrichtigkeit, über die sprachlichen Unarten und Verstöße der Gegenwart, man ereifert sich über irgend ein neugebildetes Wort oft ganz unmäßig, man fördert tausend und eine Schrift über die Rechtschreibungsfrage ans Licht und zeigt sich höchst empfindlich gegen ungewohnte oder unbekanntere Einzelheiten, die

dem ältern Sprachgebrauch oder einzelnen Mundarten entlehnt sind. Alles das sind, abgesehen von Auswüchsen und Übertreibungen, an denen es nicht fehlt, ja im großen und ganzen lobenswerthe, nützliche und selbst vortreffliche Bemühungen. Aber wer bemüht sich, die Sprache von den fremden Eindringlingen und Schmarozern, den beschämenden Zeugen jener Zeiten des tiefen Verfalles unsrer Nation, zu befreien? Und wie oft geschieht es, daß die Verfasser solcher sprachlichen Schriften, daß solche Tadler selbst viel ärgere und schlimmere Dinge begehen, als die sind, gegen welche sie zu Felde ziehen, indem sie die Sprache gräulich entstellen und verquatschen. Der ungemeinen und sehr reizbaren Empfindlichkeit gegen ein überflüssiges s, h oder e, gegen eine ungewöhnliche Formbildung oder einen nicht geläufigen mundartlichen Ausdruck steht eine Empfindungslosigkeit gegenüber in bezug auf die Reinheit und Schönheit der Sprache, die kaum zu begreifen ist.

Und doch ist sie zu begreifen. Denn alle jene Bemühungen und Bestrebungen sind auf das Formale und Äußerliche gerichtet, sie betonen das Schulgerechte und Logische: und darin liegt etwas gelehrt Greisenhaftes, dem das gesunde und lebendige Gefühl für den echten Geist und die reine Schönheit der Sprache fast schon erstorben zu sein scheint. Sprecht und schreibt doch erst einmal deutsch, und dann seht zu, ob ihr so oder so richtiger sprecht und schreibt! Verliert über den steifbeinigen Schulmeistereien nicht das wahre Wesen der Sprache, ihren Adel und ihre Würde außer Auge! Seid keine Pedanten, wie euch Jakob Grimm nennen würde, der warnend sagte: „In der sprache aber heisst pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn.“¹⁾

¹⁾ Über das pedantische in d. d. sprache. (Abh. d. Berl. Akad. 1847. Phil.-hist. Klasse. S. 188.)

Man bildet auch Vereine, errichtet Schulen und Bildungsanstalten, verwendet große Kosten und Mühen darauf, um den guten Geschmack auf dem Gebiete der Gewerbe zu heben und zu bessern. Auch das ist gewiß recht und löblich. Aber um den Geschmack im Gebrauche des edelsten und schönsten Schatzes, den wir besitzen, unserer Muttersprache, kümmert sich niemand. Auf ihre Anmuth, Schönheit, Würde, Gesundheit und Natur wird mit einer Leichtfertigkeit und Gewaltjamkeit losgestürmt, als ob sie ein eherner Fels wäre, während sie doch ein bewegliches und lebendiges Ding ist, das unter fortgesetzter Mißhandlung in seinem Wesen leiden, entarten oder zu Grunde gehen muß.

Aber so beklagenswerth und entmuthigend diese Gleichgiltigkeit auch ist, so hat sie mich an meinem Vorhaben nicht hindern können. Denn, wie gesagt, mich bestimmt nicht eine Täuschung über den Erfolg, sondern der innere Beruf. Dieser Stimme folge ich, ebenso unbekümmert um Das, was mein Thun bewirkt oder nicht bewirkt, wie um das billige Vergnügen, das sich die Spötter machen. Mich soll das alles wenig anfechten. Die herzlichste Freude und größte Genugthuung würde es mir allerdings gewähren, wenn mein Wort nicht ganz in die Dornen fiele. Und wenn ich mich auch keiner Täuschung hingeebe, so mag ich doch auch diese Hoffnung nicht gänzlich unterdrücken.

Von vornherein glaube ich mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, daß ich keine thörichte Übertreibung, keine leidenschaftliche Reinigungswuth will. Eine moderne Sprache wird auch Ausdruck und Spiegel des großen internationalen Lebens der Völker sein müssen, und Wörter, die allen diesen Völkern gemeinsam sind, künstlich zu verdeutschern, wäre vielleicht nur ausnahmsweise angebracht. Ich eifere nicht blind gegen die Fremdwörter überhaupt, wohl aber mit Nachdruck gegen das Übermaß und die Geschmacklosigkeit in der Anwendung derselben, namentlich der französischen. Mein Grundsatz ist:

Kein Fremdwort für Das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.

Dieser naturgemäße, selbstverständliche und einfache Grundsatz wird fortwährend verleugnet und verletzt. Und doch bedarf es nur des Willens, um ihn zu befolgen, denn sachliche Schwierigkeiten bietet seine Befolgung garnicht. Ich spreche aus Erfahrung. Denn in einer mehr als fünfundzwanzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit habe ich diesen Grundsatz zu befolgen gesucht und gefunden, daß der einzige Feind, der uns hierbei Schwierigkeiten bereitet, die Gewohnheit und Bequemlichkeit ist. Die Sprache selbst kommt uns immer entgegen, wenn wir sie nur richtig verstehen und fassen, sie bietet uns immer die Hand. Nur an uns liegt es, an der abscheulichen Gewohnheit, die einem heutzutage förmlich anerzogen wird, und an dem natürlichen Beharrungstrieb, an dieser Gewohnheit zu kleben. Ihr müßt wollen, nur wollen, ernst und redlich wollen!

Mich hat jene Gewohnheit, die auch meine Jugend überreichlich umgab, schon früh herausgefordert. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß mein Vater, der eine gute Erziehung, aber keine gelehrte Bildung genossen hatte, mich, wenn er die Zeitung las, oft fragte: „Was heißt das nun wieder? Da hat der Mensch wieder den oder den Ausdruck gebraucht, den der Teufel verstehen mag.“ Und wie oft habe ich dann Fremdwörterbücher, lateinische, griechische, französische, englische und italienische Wörterbücher herbeigeschleppt, und manchesmal konnte ich doch nicht, trotz dieser Hebel und Schrauben, hinter die Bedeutung solchen verteufelten Ausdruckes kommen. Denn er war frisch aus dem Lappländischen, Malaiischen oder Hottentottischen entlehnt. In der Schule selbst herrschte unter uns die gute Sitte, die Jüngens, die etwa einen fremden Ausdruck gebrauchten, wegen offener Ziererei und affiger Vornehmthuerei zu verhöhnen. Und da auch ein vortrefflicher Lehrer der deutschen

Literatur selbst bemüht war, seine Sprache rein zu halten und auch uns an sprachliche Reinheit zu gewöhnen, so kam eines zum andern, und ich habe damals schon auf der Schulbank diesem Schmarotzerpact Krieg und Feindschaft angekündigt. Die Kriegsführung ist auch immer leicht, fröhlich und siegreich von statten gegangen, wenn ich aufmerksam und nachdrücklich blieb, aber bisweilen ließ doch die Spannkraft nach, und ich könnte jetzt leicht noch manches Wort hinauswerfen, das ich vor fünf, zehn und zwanzig Jahren noch ruhig drucken ließ. Aber hierin kommt wieder nur mein Grundsatz zur Geltung. Ich will keine blinde Reinigungswuth, sondern eine vernünftige, überlegte und allmähliche Besserung.

Diese Besserung aber haben wir, Gott sei's geklagt, von Herzen nöthig. Und die Vorschläge, die ich in dieser Hinsicht machen werde, sind mein eigentlicher Zweck. Nicht um eine allgemeine oder wissenschaftliche Darlegung an und für sich war es mir zu thun, sondern um die Heilung einer schweren Seuche, die unsre Sprache befallen hat, also um eine große nationale Sache. Nur von diesem nationalen Standpunkte aus spreche ich, nur in diesem Sinne ist meine Arbeit aufzufassen und zu verstehen.

I.

Der heutige Zustand.

Sollte ich den heutigen Zustand der Fremdwörterseuche umfassend und erschöpfend schildern, so müßte ich ein Buch schreiben, ein Buch, welches sicherlich höchst langweilig und widerwärtig und dazu auch wenig nützlich sein würde. Denn diese Seuche umgiebt und durchdringt uns ja überall. Überall im täglichen Leben, in der Unterhaltung, im Geschäftsverkehr, in der Verwaltung, in Büchern und in Zeitungen begegnen uns die ekelhaften Eindringlinge, die sie zeitigt, häufig in entsetzlicher Masse, immer wechselnd und stets sich erneuend. Man braucht nur um sich zu schauen und zu hören, und hat an jedem Finger dutzende oder hunderte. Wer möchte dieses Unkraut alles sammeln und ordnen! Ich danke dafür. Nur nach einigen Richtungen hin muß ich ein paar Bemerkungen machen.

Zunächst will ich mittelst einiger Beispiele auf die beklagenswerthe und zum Theil sehr gefährliche Verwälschung und Verfälschung der Sprache in Schriftwerken hinweisen, die zur eigentlichen Literatur gehören.

Wenn irgend Jemand deutsch empfunden hat, so war es gewiß Melchior Meyr. Er hat deutsche Bauerngeschichten geschrieben, seine herrlichen „Erzählungen aus dem Ries.“ Aber selbst er mischt in seine Sprache entstellende Wörter, wie „respectabel, existiren, ignoriren, Refrain, Galanterie, alteriren, Plaisir, Repräsentant, Contrast, commod, geniren, expliciren, Scrupel“ —

lauter Ausdrücke, die sehr leicht hätten vermieden werden können und die nur der Macht der schlechten Gewohnheit ihre Stelle verdanken.

Denselben Grund nehme ich auch bei Paul Heyse an, der in einigen seiner Erzählungen ziemlich starke Dinge leistet. So findet man in der „Cleopatra,“ nicht zu rechnen die Wörter wie Kabinet, Salon, Bronze und dergleichen mehr, folgendes: „Cousin, Perron, Volière, détestabel, Abbé, deperdiren, Portière, horribel, Loge des Portiers, respectabel, Flaneur“ u. s. w. Auch die „Tochter der Excellenz“ zeichnet sich ihrem Range gemäß aus: „Saloufien, Carriere, Cour, Gaudium, Trottoir, Equipage, Moment, Reconoscirung, Atelier, Etage, elegant, Toilette, Reconvalescenz, Chifane, patrouilliren, Metier, Corpulenz, Couvert, appelliren, condoliren, indiscret“ u. s. w. In andern Arbeiten, z. B. der unlängst veröffentlichten Erzählung „Die Dichterin von Carcassonne“ hat sich Paul Heyse einer erheblich größeren Reinheit der Sprache befleißigt; umso empfindlicher aber berühren auch hier einige häßliche Wildlinge. So spricht er einmal mit Bezug auf die Verstößung einer Rittersfrau von dem „blutigen Verstoße gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie,“ ein andermal von „allen Regungen der Courtoisie“; dort hieße es besser, treffender und schöner „ritterliche Sitte,“ hier „Höflichkeit.“ Statt „Collation“ wäre wohl auch „Bewirthung“ oder „Erfrischung“ richtiger und anmuthiger gewesen, und selbst statt des „triumphirenden Lächelns“ hätte es edler und klangvoller geheißen „siegesfrohes Lächeln.“ Wenn man nur will, so geht die Sache, und zwar geht sie wirklich recht leicht. Aber freilich, man muß wollen.

Einer der allerschlimmsten Fremdwörterwüßlinge war Emil Brachvogel, dessen „Harfenschule“ mich beinahe aus dem Theater getrieben hätte, vor Ekel, Scham und Zorn wegen der ganz argen Durchsetzung der Sprache mit französischen Mischlingen. Man schlage das Stück auf, wo man will, überall sind sie.

Ich gebe nur ein paar Proben, die mir zufällig gerade ins Auge fielen: „Auffront, Ujancen, obscure Figur ohne Renommée, Metier, nonchalante Grundsätze à la Voltaire, Manjarde des Pigeonnier, installirt, Robe de Grammont, Betise, vis-à-vis, enunzirt, enchantirt, Asemblee, diabolische Delice, Malice, dupirt, nobler Spion, infamer Spion, Gout, Faiseur, blamiren, Cannallerien“ und so fort ins Endlose. Das sind Ausdrücke und Massen von Ausdrücken, die sich nicht aus bloßer Gewohnheit und Bequemlichkeit erklären; sie gehen aus reiner Afferei hervor. Oder weiß jemand sonst einen haltbaren Erklärungsgrund?

Neben Brachvogel will ich Paul Lindau erwähnen. Was Lindau in seinen zahlreichen Aufsätzen, Schriften und Stücken gesündigt hat, ist den Göttern nicht unbekannt. Aber wie versteht dieser Zeus seine Blitze zu schleudern, wenn ihm irgend ein Tüpfchen über irgend einem deutschen i mißfällt. In der „Gegenwart“ (1879, Nr. 40) schildert er auf das „abscheuliche Wort Jetztzeit,“ das der Verleger (!) von Voepers „Faust“ in der Ankündigung des Buches gebraucht hatte, und beruft sich auf Rudolf Hildebrand (Grimm's Wörterbuch, IV.), „der mit Recht gegen diese »geschmackwidrigste Neubildung unsrer Gegenwart« wettet.“ Wäre ich der Verleger von Voepers „Faust,“ so würde ich mir erlauben, zu Lindau zu sagen: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“ Oder sollte er ohne Balken sein? Sollte er nur an einigen unbedeutenden Splintern leiden? Greifen wir einmal blind hinein in seine Werke! Da ist er schon, nicht der Balken, nein, ein ganzer Wald von „geschmackwidrigsten“ Wörtern und Wortbildungen! Zuerst einen Blick in die „Harmlosen Briefe“: „maliziös, imponiren, opponiren, geniren, perpetuirlich, Chance, feuilletonistisch, der designirte mysteriöse Throncandidat, imminent“ — alles auf drei oder vier Seiten, und dazu noch eine Menge anderer gewöhnlicherer Wörter. Blättern

wir weiter. „Der Erfolg“! Gleich auf der ersten Seite: „brillant, brillant!“ und dies „brillant“ reißt nicht ab. „Provocatorisch, brillant, adieu, brillant, Feuilletowitz, Requisit, Rendez-vous, Cousin, obscur, impertinent, Dementi, plausibel, amüſant, amüſiren, expliciren, pikiren, intoniren, echauffiren, paſſiren, protestiren, calmiren, Pointe, sansfaçon, Bonvivant“ — genug, ich mag ihn nicht weiter durchstöbern, diesen „Erfolg.“ Also „Tante Therese“! „Compliciren, constatiren, frappiren, ruiniren“ — da sind sie auch wieder, diese unvermeidlichen iren, die natürlich einer deutschen Dichtung zur besonderen Zierde gereichen. Das muß wenigstens die Meinung des Dichters sein, denn sonst hätte er sie ja vermieden. Vielleicht bringt er nächstens, infolge einer erhabenen dichterischen Eingebung, noch essiren und trinkiren auf, damit unser Essen und Trinken den höhern Schliff kriegen. Warum auch nicht? Der Italiener sagt ja trincare, der Franzose sagt trinquer: warum soll der Deutsche nicht trinquiren sagen? Seine Mittel erlauben ihm das ja, und es wäre ein so feines, zierliches, bezeichnendes Wort für kneipen, zechen und saufen. Doch ich vergesse die gute „Tante Therese.“ Also weiter: „Arrangement, Etablissement, vis-à-vis de rien, Arrangeur, Misere, excuse, Causeuse, Portiere, Revenue, Niveau, charmant.“ Vorüber, ihr Schafe, vorüber! Ich habe genug von dieser Dichtersprache. „Jetztzeit“ scheint mir wahrlich ein Muster von Geschmack gegen diese Geschmacklosigkeiten und Geschmackswidrigkeiten. Aber Lindau ist und bleibt der Splitterrichter. In einer Besprechung von Fanny Lewald's „Vater und Sohn“ wirft er der Verfasserin allerlei verwunderliche Ungewöhnlichkeiten ihres Stiles vor und muß selbst den Ausdruck „stattgehabten Wechsel“ und die Wendung „danach achte dich“ auf.¹⁾ Gewiß sind das nicht gerade schöne Dinge. Aber der Balken, der Balken!

¹⁾ Gegenwart 1881, S. 171.

Viele, viele Namen von Schriftstellern, die Romane, Erzählungen, Novellen, Schauspiele und Anderes in Prosa geschrieben haben und schreiben, ließen sich weiter noch anführen. Aber selbst in die eigentliche Dichtung hat sich das Ungeziefer geschmackswidriger Fremdwörter auf eine erschreckende Art eingeschlichen.

Leuthold, der wahrlich keiner von den kleinen war, entstellt seine Gedichte und Lieder oft mit Worten, wie „visquiren, ordinär, arbiträr, Forts, pompgeschmückt, Monstredampfmaschine, elegant, honett, lamentiren“ u. s. w.

Auch Julius Wolff, der so schnell zu großem Rufe gelangte, ist nicht frei von dieser sehr unerfreulichen Einmengerei fremder Ausdrücke. Ganz besonders hat er es auf die Fremdwörter aus der Zeit unsrer alten höfischen Dichtung abgesehen, die, Gott sei Dank! doch meist veraltet und unverständlich geworden sind. So bringt er z. B. in seinem „Rattenfänger von Hameln,“ den ich las, „foresten, fayliren, kalopiren, floirtiren, tromboniren, Fabliaux, Maledij, Plumiten, Maygollin, Tresur, Bringat, Galrey, Bliat, Siglat, Palmat“ u. s. w. Viele und sogar wohl die meisten dieser Wörter sind in den Fremdwörterbüchern nicht zu finden, auch in den französischen und italienischen Handwörterbüchern nicht. Der Leserkreis seiner Dichtung kennt sie nicht und kann auch ihre Bedeutung nicht leicht ermitteln. Über alledem aber sind sie entstellend und geschmacklos. Aber Wolff liebt auch die in unsrer Zeit gebräuchlichen Fremdwörter nur allzu sehr. Er erzählt von einem devoten Gruße, von complimentiren, Pife haben, präsidiren, revidiren, präludiren, von Kurs, Spalier, Guirlande, Amouren und Grazie. Und er leistet sogar folgende zwei Verse:

Gravitätisch präsentirend
Faßte der Trabant jetzt Posto.

Das Werk des Dichters ist die höchste und vornehmste Quelle zur Förderung der Sprache; aber kann durch ein solches Werk

unsere Sprache gefördert werden? Wolff hat eine große Herrschaft über Sprache, Ausdruck und Reim. Dichten ist ihm eine Art Spiel, und die Worte sprudeln ihm wie aus unerschöpflichem Quell hervor. Aber der Quell ist nicht rein und sein Spiel ist nicht sauber genug. Mit seinen Fremdwörtern, den alten wie den modernen, ist er auf einem breiten Irrwege. Ob er nur gar keine Empfindung hat, wie sehr dieselben sein Werk verunstalten und beflecken? Leibnitz sagt, daß „in einem sonst schönen deutschen Gedichte ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde.“

Noch ein Beispiel führe ich an. Die „Gegenwart“ widmete in ihrer Nummer vom 22. März 1879 den „Gedichten“ von Wilhelm Tappert fünf Spalten, aber was bekam man unter den ausgewählten Proben zu lesen? Ich rede nicht von den dichterischen Gedanken, ich rede von der Sprache dieses deutschen Dichters. Massenhaft fanden sich da fremdländische Reimwörter. Auf Damen wurden Makamen und Reklamen gereimt, auf Bier Pläfir, Quartier, Manier, Passagier, Courier, auf Stiebel terrible, infallible und inexpressible, und zwar französisch geschrieben! Und so etwas nennt sich Gedichte, deutsche Gedichte! „Ein bischen französisch, das ist zu ämabel, sagt Schnabel, sagt Schnabel!“ Gassenhauer für die Tingeltangel und die Singhöllen können nicht ämabler sein.

Und nun noch eins! Selbst das Buch der Bücher ist angesteckt. Vor mir liegt eine Übersetzung des neuen Testaments von Karl Weizsäcker in Tübingen, wo man eine Menge Fremdwörter findet, die doch nur mit Absicht gewählt sein können, da sie die guten deutschen Ausdrücke Luther's verdrängen. Ich gebe einige Proben aus der Apostelgeschichte. Weizsäcker setzt statt Hauptmann des Tempels „Kommandant“ (IV, 2), statt Rath „Synedrium“ (V, 41), statt Schule „Synagoge,“ statt befragten sich mit Stephano „disputierten“ (VI, 9), statt Fürst „Regent“

(VII, 10), statt den vornehmsten Männern der Stadt „Notabeln“ (XXV, 23), statt freundlich „human“ (XXVII, 3), statt Getreide „Proviant“ (XXVII, 38), statt Ruhr „Dysenterie“ (XXVIII, 8) und so fort. Glaubt Weizsäcker etwa auf solche Weise den Begründer der neuhochdeutschen Sprache verbessern zu können? Glaubt er auf solche Weise Hand anlegen zu dürfen an ein Buch, von dem jedes einzelne Wort fest im Volksbewußtsein wurzelt? Mir scheint solche Weise bloß eine Verballhornung zu sein und solch' ein Glaube bloß eine Verirrung.

So steht es mit der eigentlichen Literatur, mit der Sprache, die der Ausdruck des höheren geistigen Lebens der Nation ist. Kann man da irgend etwas Erfreuliches von der Sprache des täglichen Lebens erwarten? Arbeiten doch die Zeitungen, fast ohne Ausnahme, Tag für Tag, morgens und abends, mit gräßlicher Beharrlichkeit auf die Verhunjung der deutschen Sprache los! Aber sie thun es doch nur, weil die ganze Lesewelt von der Seuche befallen ist und den krankhaften Zustand garnicht merkt. Da ist kein Staat, kein Stand, der hier dem andern, keine Landschaft, keine Stadt, die der andern etwas vorzuwerfen hätte. Die ganze Nation kann an ihre Brust schlagen und sagen: wir sind allzumal Sünder. Bedarf es der Beweise? Doch wahrhaftig nicht. Aber zum Überfluß gebe ich einige, damit man nicht sagen könne, daß ich übertreibe. Ich habe eine leidliche Blumenlese üppiger Blüthen dieses Unkrautes gesammelt, aber ich muß mich auf einige Beispiele beschränken, denn den ganzen Strauß zu betrachten und zu beriechen wäre doch ermüdend und an dieser Stelle auch unnöthig. Die duftende Auswahl, die ich biete, soll durcheinander gewunden liebliche Blumen aus den verschiedensten Gärten zeigen und nur darthun, daß überall dasselbe wilde Gestrüpp wuchert.

In Leipzig ist Garçon-Logis, Privet, Caviller, Portier-Loge und ähnliches mehr gebräuchlich. In Hamburg und einer

ganzen Reihe anderer Orte ist alles Etage; man hat den Ausdruck Wohnung, Stock, Geschöß, Stockwerk daselbst vollständig verlernt; natürlich sagt man auch nicht Erdgeschöß, sondern Parterre-
 etage. Keller ist zu gemein: man hat nur noch ein Souterrain. Diese traurigen Ausdrücke sind in Leipzig sogar in die amtlichen Steuereinschätzungslisten übergegangen. Im Brühl'schen Garten zu Dresden liest man: „Entrée zum Restaurant des k. Belvedere — I. Etage,“ in dem benachbarten Tharandt: „Hôtel zum Bad, Restaurant, Logis, Pension,“ unter sechs Wörtern nur zwei deutsche, in Potsdam am Bahnhof: „Restauration; Déjeuners und Diners werden sofort servirt,“ am Bahnhofe in Bößzum: „Table d'hôte à Couvert 2 M.“ In Köln kann man an der Ecke der Schiffbrücke ein „Café Restaurant du grand Rheinberg“ bewundern. In Goslar giebt man „Abonnements-Concerte im Beau jardin.“ In Salzburg ist angeschrieben „Feuerlösch-Requisiten-Depositorium,“ als hätte man sich sieben Jahre gequält, um etwas recht abgeschmacktes zu Tage zu fördern. Die Berliner Stadtverwaltung läßt Realsublevationsbeiträge erheben. In Prag steht am Rathause folgende Inschrift: „Stadtbüreau und Gasinstallations-Etablissement der Gemeinde-Gasanstalt.“ Ich vermuthete, daß hier eine tschechische Verschwörung im Spiele war, um die deutsche Sprache vor den Augen einer Stadt, deren größerer Theil dem Deutschthum feindlich ist, herabzusetzen und zu schmähen. In Wien liest man im Rundbau der ehemaligen Weltausstellung: „Tour- und Retourfahrt 30 Kr.“ Der Gasthofsbesitzer J. Ulrich zu Tetschen an der Elbe, der sich Hôtelier nennt, empfiehlt „zu Festivitäten Couverts in gustiöser Form.“ Das „Büreau Germania“ in Dresden „placirt Commis jeder Branche“; es sollte sich Quatschelia und nicht Germania nennen. In Hamburg hat man eine „Arkaden-Passage“ und in Potsdam eine „Allée nach Sanssouci.“ In Eisenach gab es sogar „Kuhfäße aromatique,“ und in Berlin einen „Premierlieutenant à la

suite des Gardeducorps-Regiments“ — zehn Worte und nur ein deutsches!

Wie lange ist's her? Etwa ein fünfundzwanzig Jahre, da kam das Portemonnaie auf, und jetzt sagt kein Mensch mehr Geldtasche, Geldbeutel, Börse. Früher hießen die offenen Kleider der Frauen ausgeschnitten, gegen 1860 wurde der Ausdruck defolletirt aufgebracht, wobei ich immer an den geköpften Johannes den Täufer denken muß, den die Italiener S. Giovanni decollato nennen. Heute kennt kein Mensch von einigem Schliff mehr ein ausgeschnittenes Kleid; defolletirte Toilette: das ist feines Deutsch. Vor zehn oder fünfzehn Jahren wurde in der Staatsverwaltung die Remedur erfunden; früher nannte man das Ding Abhülfe. Auch opportun und inopportun gehören hierher. Immer breiter macht sich die Affaire, alles ist Affaire. Säbelaffaire, Staatsaffaire, Börsenaffaire, Duellaffaire, Defraudationsaffaire, Skandalaffaire, Zeugnißzwangaffaire, Mordaffaire; kein Mensch hat Lust, sich aus dieser langweiligen Affaire zu ziehen. „Die Resultate der Recherchen in der mysteriösen Affaire vom Gensdarmenmarkt“: das ist heutzutage feines Zeitungsdeutsch. Sonst sagte man Landwirthschaftslehrling, jetzt nennt sich dieser schöne Herr Ökonomieeleve; dann wird er Volontair und Avantageur, und so geht's weiter. Festmahl, Mahl, Festtafel, Mittagsmahl, Schmauß, Mittagessen, Mittagstisch, Mittagbrot, Festessen, Tafel, Gelage, Gastmahl und andere Ausdrücke hat die deutsche Sprache in ihrem Reichthum; aber der edle Deutsche verschmäht sie und sagt — Diner. Und dabei hält er noch Denjenigen, der so armselige Ausdrücke, solche Diners, Dejeuners, Soupers seinerseits verschmäht, für ungebildet. Es ist zu abgeschmackt! Früher gab es Festungsbauschreiber; jetzt führen die Herren den schrill klingelnden Namen Fortifikationssekretäre. Früher sagte man Festungsbau und Befestigung; seit dem 15. November 1877 ist an die Stelle dieser Wörter Fortifikation getreten.

Hoch in der Mode ist jetzt enorm und noch mehr brillant. In diese Ausdrücke werden hundert und tausend deutsche Begriffe eingeschachtelt, die eigentliche Bedeutung der beiden Wörter aber ist ganz abhanden gekommen. Alles ist enorm, auch was ganz der norma gemäß ist, und alles ist brillant, auch was garnicht glänzt. Namentlich das brillant wird täglich beliebter; es wird selbst von den zierlichsten Damen „brilljandt“ ausgesprochen und erscheint im Deutschen noch viel „unausstehlicher,“ als es Börne schon im Französischen fand.¹⁾ Der Stiefel sitzt brillant, die Patti singt brillant, der Zug fährt brillant, der Kaffee schmeckt brillant; man schläft brillant, tanzt brillant, amüsiert sich brillant und hat sogar eine brillante Gesinnung. Man spricht von einer brillanten Zigarre, von brillantem Käse, einem brillanten Kauf, einem brillanten Vortrag und einem brillanten Rock. Man giebt einem brillanten Kerl von brillanter Gesundheit in seiner eigenen brillanten Wohnung eine brillante Ohrfeige und glaubt eine brillante Geschichte ausgeführt zu haben. Dieser brillante Kohl ist wirklich zu enorm.

Auch die widerwärtige Gewohnheit der Kaufleute, mit fremden Ausdrücken sich zu spreizen, führt fort und fort zu neuen Erfindungen und Einführungen. Und doch haben wir schon mehr als übergenug davon. Sie schreiben in ihre Läden *prix fixes* und *Detailverkauf* zu *Engrospreisen*, empfehlen ihre *Comptoir-Utensilien* in allen Qualitäten nach *Preiscurant*, *creditiren* zwar, aber setzen lieber unter ihre *Notas pour acquit*, und ziehen prinzipiell *per comptant* vor. Nicht minder lieben es die Gewerbetreibenden, ihre Waaren mit französischen und englischen Benennungen zu versehen. Die Marken der Kleiderstoffe, der Hüte, Lichter, Papiere, Briefdecken, Nadeln, Messer, Siegellacke und tausend anderer Gegenstände sind französisch oder englisch. Man

¹⁾ Gesammelte Schriften, III. S. 14 u. ff.

kaufst Reisekoffer, die in Berlin gefertigt sind und auf denen New patent oder Water proof steht, man kauft Offenbacher Schreibmappen, in denen Taschen für Lettres à repondre, Enveloppes, Timbres de poste und dergleichen mehr sind. Selbst ein Haus wie A. W. Faber macht lieber Crayons als Bleistifte und stempelt seinen Reibegummi gar mit Improved artists' (so!) rubber. Und die gutmüthigen — bald wäre mir ein anderer Ausdruck in die Feder gekommen — also die gutmüthigen Deutschen kaufen ganz vergnüglich diese deutschen Gewerbszeugnisse mit dem nachgeäfften ausländischen Deckblatt. Sie freuen sich wohl gar noch darüber! Man braucht nur die kaufmännischen Anzeigen und Anpreisungen einer größeren Zeitung anzusehen oder in einem größern Geschäfte sich umzuschauen, um dieser heillosen Wirthschaft ganz inne zu werden. Es tritt einem da ein vollständiger Mangel nationalen Selbstgefühls, ja selbst jenes glücklichen Selbstbewußtseins entgegen, welches von der Herstellung guter und redlicher Arbeit unzertrennlich ist. Der deutsche Gewerbetreibende macht und handelt Waaren, denen er das Zeichen der Lüge aufdrückt; er segelt im eignen Lande unter fremder Flagge. Das macht einen recht hübschen Eindruck! Die fremden Nationen müssen eine große Achtung vor deutschen Waaren und eine hohe Meinung von dem nationalen Stolze der Deutschen im neuen Reiche bekommen!

So arbeiten Behörden und Verwaltungen, Handel- und Gewerbetreibende, Kaufleute und Fabrikanten, Schneider und Putzhändler, Gastwirth und Bierschänker, Köche und Haarträusler an der deutschen Sprache und deren Weiterbildung. Sie alle aber finden ihren starken und breiten Rückhalt in den Zeitungen, die der eigentliche und unerschöpfliche Hort der Sprachfudelei sind. Man kann kaum ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne daß man auf irgend eine neue haarsträubende Ungeheuerlichkeit stößt. Und wenn heute ein Blatt solch' ein Ding in die

Welt gesetzt hat, haben hundert andere Zeitungen es binnen acht Tagen nachgeschwatzt und nachgedruckt: unsere Sprache ist wieder um ein Wort reicher. Diese ebenso erfinderische wie gewissenlose Geschäftigkeit spottet aller Beschreibung; es ist ein wahrer Hexentanz. Alle Tage kann man irgend einen neuen Blödsinn lesen: heute Chanoinesse und Chinoiserie, morgen Goüter und gantiren; neulich stand sogar was von Extraretourbillet, Centrifugenmilch, fait accompli=Politik und Gaminerie drin. Journalistische Reminiscenzen (Neue Freie Presse) reichen auf Revanchegelüsten basirten Allianzen die Hand (Nordd. Allg. Ztg.). Das gewöhnliche Niveau der Courtoisie (Braunschw. Tageblatt) steht würdig den in Bistrinen elegant placirten Objecten (Nürnb. Kunst und Gewerbe) zur Seite. Eine intime Entente wird in Pourparlers, Communiqués und Entrefilets breit getreten und dementirt. Eben jetzt sind die Ungeheuer Funktionarismus und legiferiren, Dramolet und Portemenu aufgebracht worden: in sechs oder acht Monaten wird keine anständige Zeitung sich ihrer entrathen können, in zwölf Monaten wird als ungebildet verlästert werden, wer sie nicht kennt, und in anderthalb Jahren plappern sie die höhern Töchter nach. Das ist Bereicherung der deutschen Sprache!

Im Arnim'schen Prozesse wurde zuerst der Ausdruck glissiren gebraucht; heute glissirt's in allen großen und kleinen Blättern. Ungefähr ebenso alt mögen die Kunstwörter *Première* und *Reprise* für die erste Aufführung und Wiederholung eines Schauspiels sein. Als Ableger hat sich jüngsthin auch der *Premier* oder *Premier-Artikel* für *Leitartikel* gebildet. Nicht selten liest man sogar *Leader* für *Leiter*. *Gesammtgastspiel* gilt den Zeitungen für zu gewöhnlich — ordinär sagen sie selbst —, man schreibt *Ensemblegastspiel*. In Berlin haben die Zeitungen sogar ein *Central-Annoncenbureau* eingerichtet — *Pardon!* etablirt, sollte ich sagen. Kann man noch mehr von deutschen Zeitungen erwarten? Freilich die Verfasser dieser Zeitungen nennen sich

selbst ja Journalisten, Redakteure, Chefredakteure, Reporter und dergleichen mehr.

Wer aber möchte alle die Ausgeburten solchen schwindelhaften Treibens aufzählen! Ich unterlasse es auch, auf einzelne Zeitungen und einzelne Fälle besonders hinzuweisen, da fast jedes beliebige Zeitungsblatt den Beweis für die Verwilderung der deutschen Sprache liefern kann.

Manches ließe sich vielleicht zur Entschuldigung der Zeitungsschreiber anführen. Die Hast des Schreibens für ein Blatt, das jeden Tag, ja täglich zwei- oder dreimal erscheint, gestattet oft keine Überlegung; es wird darauf los geschrieben, wie eben die Tinte aus der Feder fließt. Auch mag's ja leichter sein, ohne viel Nachdenken zu sprechen und zu schreiben, was über die Zunge und in die Feder läuft, als auf seine Sprache anständig und schicklich zu halten. Dieses setzt Erziehung, Bildung und Willen voraus, während jenes in sprachlicher Hinsicht ein ungezogenes Sichgehenlassen bedeutet.

Auch einiges andere ließe sich noch sagen. Schon Leibniz meinte, daß manche Personen „oftmahls in solcher Eil schreiben, wegen überhäuffter Geschäfte, daß sie kaum einmahl wiederlesen können, was sie geschrieben, und froh sind, wenn sie ihre häufig andringende und sonst verschwindende Gedanken in aller Eil dem Papier zu verwahren geben; daß nun solche es bei dem übel-eingerissenen Gebrauch lassen, und die ihnen zuerst vorkommenden Worth ergreifen, darumb sind sie nicht zu verdenken; denn ja oftmahls die frembde uns geläufftig, und die teutsche frembd worden.“ Solche Entschuldigung wird gewiß jeder billigerweise gelten lassen, wenn die Dinge sich wirklich so verhalten. So gerne man auch bei Kant eine ganze Reihe fremder und zum Theil gewiß recht unglücklicher Ausdrücke lieber nicht sähe, so gerne wird man sich doch vor dem großen Weisen beugen und aus Achtung vor seinem gewaltigen Geiste solche Ausdrücke über-

sehen. Und man übersieht sie von selbst, wenn man recht auf den Inhalt seiner Schriften sieht. Nun wird man ja auch ferner ohne weiteres zugeben, daß unter den Verfessigern der Zeitungen sich mancher befinden mag, der froh ist, wenn er nur seine „häufig andringenden“ und sonst ihm wieder entfallenden Gedanken in aller Eile zu Papier gebracht hat. Auch wir sind dann froh, daß uns diese kostbaren Gedanken wenigstens mitgetheilt werden und sehen wegen der paar fremden Ausdrücke, die dabei gebraucht wurden, gerne durch die Finger. Aber nicht jeder Tageblättler ist doch, so zu sagen, ein zweiter Kant. Oft und täglich wird einem eine sprachliche Sudelköcherei vorgesetzt, in der man selbst beim sorgsamsten Durchsehen, Zerlegen, Kosten und Verspeisen keine Spur von Gedanken entdeckt. Aber gerade diese Sudelköche spicken ihre inhaltlose Kost über und über mit allerlei fremden Brocken, daß es einem graußt, und sie gerade behaupten, sich nicht anders ausdrücken zu können und sich gerade so höchst vollkommen, höchst vortrefflich und schön auszudrücken. Einige meinen auch, die fremden Wörter ließen sich schlechterdings nicht vermeiden, da die Leute die betreffenden deutschen Wörter ja nicht verstehen würden. Natürlich, wenn ihr alle Tage zehnmal Diner, Courtoisie und Atelier drucken laßt, wer soll am Ende noch Mahl, Höflichkeit und Werkstatt verstehen? Zwingt doch durch euren Vorgang und euer Beispiel die Leute, daß sie sich auch an verlassene und verlorene Glieder ihrer Muttersprache wieder gewöhnen. Das wäre ein würdiges Beginnen.

Andere wieder glauben offenbar, daß ein Übermaß von Pfeffer und Senf ihren wässrigen Brei zu einem kräftigen und schmackhaften Gerichte mache. Auf diese Geister paßt wiederum, was Leibniz schreibt: „Sagen sie, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken guth genugsam gewesen; so geben sie wahrlich mehr die Armuth ihrer vermeinten Beredsamkeit, als

die Vortreflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen.“¹⁾ Das ist es. Es handelt sich viel weniger um Hast und Eile, als um Armuth und Ungeschick im deutschen Ausdruck. Und so haben die Tageblättler für ihre Mischsprache gar keine Entschuldigung. Sie haben zur Feder gegriffen, ehe sie deutsch schreiben konnten, und thun nun, als ob sie Herren und Meister der Sprache wären. Mancher glaubt's ihnen, schnackt das Kauderwälsch nach, einer steckt den andern an, und so verdirbt die Sprache mehr und mehr. Die Zeitungsschreiber sind es, die hier täglich eine schwere Verantwortung auf ihr Gewissen laden. Aber sie spüren sie nicht, denn sie wissen nicht, was sie thun. So hat die übelste Angewöhnung sie verderbt, daß sie nicht einmal mehr merken, was für schmutziges und stinkendes Wasser sie über ihre Mühle gießen. Sie nehmen es sogar noch übel, wenn Einer einmal sagt, daß es nicht rein sei und nicht wohl rieche.

Ich wünschte sehr, daß sie mir das, was ich hier sage, recht übel nehmen möchten, damit sie ihren Zorn und Ärger in ihren Blättern über mich ausschütteten, und ein Wehe, Steinige und Kreuzige nach dem andern über mich ausstießen. So würden doch ihre Leser endlich was von der Sache merken, und dann müßten sie anfangen sich zu bessern. Zu bessern? Sollte es wirklich möglich sein? Mein Glaube ist schwach. Denn seit mehr als zwei Jahrhunderten hat man es ihnen vorgehalten, und sie haben sich nicht gebessert. Schon Gottsched rief verzweifelt aus: „Wer will der Barbarey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“ Wenn sie nur erst einmal anfangen, nur ein wenig guten Willen bethätigten, nur wollten, „so würde man — meinte er — sich gar bald auch aller übrigen ausländischen Brocken entschütten können und den zulänglichen Reichthum unserer Sprache zur Genüge gewahr werden. Aber wer will der Bar-

¹⁾ Leibnizens Ermahnung an die Deutsche u. s. w. — Siehe weiter unten. — S. 17.

barey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“¹⁾ Und lange vor Gottsched schon war die Sache gerade so. Schon 1644 wurde in dem zu Straßburg erschienenen „Teutschen Sprach-Ehren-Kranz“ (S. 337) geklagt, daß die „Zeitung-Schreiber un-gezwungen und ungetrungen die teutsche Sprach muthwilliger weiß verderben“ mit so viel Französisch, Italienisch und Spanisch, daß „solche Zeitung kein Teutscher Verstehen kan.“ Ja, es ist so. Den Zeitungsschreibern und Tageblättlern kommt seit drittehalb Jahrhunderten der Löwenantheil am Verderb der Sprache zu.

Das Bild, welches ich in den bisher gegebenen Ausführungen von der deutschen Sprache, wie sie heutzutage so vielfach gesprochen und geschrieben wird, zu zeichnen suchte, ist wahrlich schlimm genug. Die Frage ergiebt sich von selbst: Ist diese also durchsetzte und durchflickte Sprache noch deutsch zu nennen? Ich achte sie nicht dafür. Und sie steht wahrhaftig dem neuen deutschen Reiche schlecht zu Gesichte. Kein Einwand, kein Vorwand, keine Entschuldigung kann diesen jämmerlichen Unfug beschönigen, der umso jämmerlicher ist, als es so leicht wäre, ihn zu vermeiden. Man muß ihn nur vermeiden wollen, und er ist vermieden.

Und eben weil sie bloß ein Gegenstand eures Willens ist, ist die Sache so entehrend für uns. Schämt ihr euch denn nicht vor dem Auslande? Allerdings kennt man im Auslande unsre Sprache oft nur aus den höchsten Dichterwerken, und man ist dann voll von Bewunderung für sie. Wie ich denn selbst zu Florenz Zeuge einer Unterhaltung war, die damit endigte, daß einer der Theilnehmer erklärte: „La lingua tedesca è la più ricca e bella che c'è.“²⁾ Aber nicht jeder Ausländer ist dieser

¹⁾ Deutsche Sprachkunst u. s. w. — Siehe weiter hinten. — S. 197

²⁾ Siehe des Verfassers „Italienischen Blätter.“ S. 169.

Ansicht, daß die deutsche Sprache die reichste und schönste sei, die es giebt; und so sehr mich diese Anerkennung erfreut und mit gerechtem Stolze erfüllt hatte, so war ich innerlich doch aufs tiefste beschämt, sobald ich an jene Wortmengerei dachte, unter der unsre Sprache leidet. Da kam sie mir vor wie die ärmste und häßlichste von allen. Und dies ist in Wahrheit die Ansicht derjenigen Ausländer, die das Deutsche nur aus Zeitungen, aus dem Handelsverkehr und ähnlichen Quellen kennen. Was sollen sie von dieser „deutschen“ Sprache denken, wo sie das dritte Wort in ihrem deutschen Wörterbuche nicht finden? Sie verspotten uns ohne Rücksicht und um so rücksichtsloser, je öfter und lebhafter sie irgendwo und wie die deutsche Sprache haben rühmen und preisen hören. Von Engländern muß man sich sagen lassen, unsere Sprache sei kaum noch deutsch, von den Franzosen muß man hören, wie sie spotten, daß wir nun zwar ein deutsches Reich hätten, daß aber die armselige deutsche Sprache doch voll sei von französischen Wörtern, die sie nicht entbehren könne, daß so die großartige Überlegenheit des französischen Volkes glänzend zum Ausdruck käme. Den jungen deutschen Mädchen sogar werden in den Erziehungsanstalten zu Genf und Lausanne von ihren ausländischen Genossinnen die deutschen Zeitungen höhnisch unter die Nase gehalten mit der herausfordernden Frage, ob das die gerühmte deutsche Sprache sei? So weit ist es gekommen. Und dieser Hohn des Auslandes ist nicht unbegründet und unberechtigt. Wir verdienen ihn. Ob er aber etwas nützt, daß ihr endlich schicklicher und schonender mit unserer Sprache umzugehen trachtet!

Auch in den Schriften des Auslandes, namentlich in denen der Franzosen, kommt dieser Hohn zum Ausdruck, bald schärfer, bald milder, je nach Umständen und Verhältnissen. Ich führe eines der mildesten Beispiele an, eine Stelle aus einem Aufsatze von G. Valbert über den ersten Band der „Politischen Korre-

spondenz Friedrich's des Großen“ in der Revue des deux mondes (1879, März). Von dem Deutsch, das der König schrieb, sagt der Verfasser: „Das ist eine Art von lustigem Sprachensmischmaß (makaronischem Kauderwälsch — jargon macaronique), dessen Ausschreitungen das Zartgefühl und den Vaterlandssinn aller Sprachfreunde jenseit des — Rheines (jenseit des Wasgenwaldes, wollten Sie wohl sagen, Herr Walbert!) — empören müssen. Man begegnet da fast in jeder Zeile sehr bezeichnenden französischen Wörtern, abenteuerlich zurecht gestutzt mit einer deutschen Endung, die sie noch bezeichnender macht, wie z. B. inquietiren, embarrasiren, soupçoniren, menagiren, cajoliren, contrecarriren, dissimuliren, Casaque tourniren, attrapiren, amusiren, abimiren. Friedrich empfahl seinem Staatsminister, Heinrich von Podewils, »sonder Bruit zu verfahren und den geringsten Eclat zu machen« u. s. w. Ich lasse die übrigen Beispiele weg. Walbert fährt fort: „Man darf also nicht an den Briefwechsel des großen Friedrich die jungen Leute weisen, welche ihren Stil reinigen und sich in der Sprache Lessing's und Goethe's ausbilden wollen.“ Richtig. Aber leider fällt es euch auch garnicht ein, euren Stil reinigen zu wollen, und die jungen Leute, welche ihre Sprache rein halten wollen, finden bei euch kein Vorbild. Ihr macht euch zwar über das Deutsch Friedrich's des Großen weidlich lustig, und nicht mit Unrecht, denn es ist, trotz seiner klaren Satzbildung, eine Musterleistung klassischen Kauderwälsches. Aber schreibt ihr denn, den heutigen Verhältnissen gegenüber, besser, reiner und schöner als er? Nein, Mancher von euch ist noch toller in seinem „jargon macaronique“ als der königliche Schriftsteller mit dem langen Zopfe.

II.

Der Kampf gegen das Übel.



an kann sich nicht wundern, daß die deutsche Sprache im vorigen Jahrhundert tief herabgekommen war. Unser großes nationales Unglück im siebzehnten Jahrhundert, das mächtige Emporblühen Frankreich's, die stets sich wiederholende Überschwemmung Deutschland's mit fremdem Kriegsvolke und einige andre Umstände erklären dies vollkommen. Auch darüber kann man sich nicht wundern, daß in den Werken unsrer Klassiker seit Klopstock und Lessing noch hie und da ein Überbleibsel dieser sprachlichen Entartung sich geltend macht; auch dies erklärt sich natürlich und von selbst. Aber darüber kann man sich billigerweise höchlichst wundern, daß wir heute, trotz des Vorganges unsrer großen Dichter, trotz unsers nationalen Aufschwungs, trotz des neuen deutschen Reiches wieder bei der sprachlichen Entartung der Bopfzeit angelangt sind und sie selbst noch übertreffen. Aber während damals die erwachende Nation in ihren besseren Theilen diese Entartung von sich stieß, sehen wir heute weit und breit die fremden Schmarotzer mit einer Vorliebe gesucht und gepflegt, die den Vaterlandsfreund mit Unwillen, Kummer und Beschämung erfüllen muß. Man fragt sich: wie ist denn das möglich? Man fragt sich nach den Gründen der Erscheinung, den äußern und den innern. Ja, wie wir geschichtlich zu dem Unheil gekommen sind, läßt sich begreifen, aber wie daselbe heute, statt geringer zu werden, immer größer wird, das ist kaum zu fassen. Was ich davon habe beobachten und einsehen können, will ich versuchen kurz anzudeuten.

Der eigentliche Grund oder Hauptgrund, von dem ich auch schon oben gesprochen habe, scheint mir die Gewohnheit zu sein. Wir haben das Übel von unsern Vorfahren überkommen, und es ist auf uns übergegangen, ohne daß wir es gemerkt haben. Die Gewohnheit hat auch hier Ammendienst versehen, und so ist in unser Blut übergegangen, was doch Gift ist. Nur wer es als solches erkannt und dazu den rechten Willen gehabt, hat es von sich gestoßen und der Gewohnheit den Krieg erklärt. Aber nichts bleibt stehen. Es nimmt ab oder wächst, denn das ist das Gesetz des Lebens. Und diese Gewohnheit ist gewachsen und wächst gerade in unsern Tagen auf eine erschreckende Weise. Die innern Anlässe oder Gründe, die ihr dazu helfen, sind wesentlich dieselben, welche sie ehemals ins Dasein riefen, Dinge sehr unerfreulicher Art.

Zwar führen die Sprachmischer und Wortmenger gern vernünftige Gründe für ihre schlechte Gewohnheit an. Sie sagen, der fremde Ausdruck sei treffender und kürzer als ein schwerfälliger und langer deutscher, und dafür ziehen sie einige Beispiele an, die ihnen scheinbar recht geben, ja die ihnen wirklich bisweilen recht geben müßten, wenn die Voraussetzung, die sie stillschweigend unterschoben, haltbar und richtig wäre. Denn ist Kürze das Wesen und der Zweck der Sprache? Und ist denn das Fremdsprachliche für den Deutschen, der nur deutsch versteht, treffender als das Deutsche selbst? Ist Ventriloquist kürzer und treffender als Bauchredner? Ist Prestidigitateur treffender und kürzer als Taschenspieler? Ist Toilette machen treffender und kürzer als sich anziehen oder umziehen? Ist Inaugurationsprozession kürzer und treffender als Festzug? Wenn ich also auch wirklich einzelne Fälle ausnehmen wollte, wo es sich um Wörter handelt, für die wir keine bestimmten guten deutschen Ausdrücke von derselben Bedeutung haben oder noch nicht gefunden haben, so muß ich doch alle diese sogenannten vernünftigen Gründe für eitel Selbstbetrug und Schwindel halten.

Ursprünglich ist die Sucht, Fremdwörter an Stelle von deutschen zu gebrauchen, aus Vornehmthuerei und Dünkel hervorgegangen, und sie ist genährt worden durch den allgemeinen äffischen Nachahmungstrieb im Menschen und die alte schwächliche Vorliebe für Fremdes überhaupt in uns Deutschen. Die Gelehrten gefielen sich darin, in ihr Deutsch eine Menge lateinischer Ausdrücke und Redensarten einzumengen, und je weniger sie von Nichtgelehrten verstanden werden konnten, um so gelehrter kamen sie sich vor. Die Höflinge machten es mit dem Französischen ebenso, und Alles, was nach den Höfen hinschielte, machte es auch hierin den Höflingen nach; man kauderwälschte mit Wollust, und je weniger man von einem Deutschen, der nicht französisch gelernt hatte, der also bloß ein gewöhnlicher Kerl war, verstanden werden konnte, um so vornehmer kam man sich vor. Beide Beweggründe sind auch heute besonders wirksam, um die schlechte Gewohnheit zu erweitern. Dazu kommt eine eigenthümliche Furcht, unter gewissen Verhältnissen schlecht und recht mit der Wahrheit herauszurücken, und eine krankhafte Neigung, selbst das einfachste und natürlichste zu bemänteln und zu beschönigen. Man sagt in sogenannter guter Gesellschaft nicht: der oder die ist beschränkt, sondern hornirt, man schwitzt nicht in guter Gesellschaft, wenn man auch bei 24 Grad Réaumur förmlich trieft, man transpirirt immer nur. Man schlägt auch einem guten Bekannten oder einem angesehenen Manne nichts ab, man refüsirt. Selbst die Betrüger und Unterschlager heißen heutzutage Defraudanten. Betrügen! Pfui, wer wird betrügen sagen? „Comment Mademoiselle? — ruft der Betrüger in Lessing's »Minna von Barnhelm« aus — betrügen? Corriger la fortune! Das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!“ Die „deutsch Sprak“ hat seitdem was gelernt, sie sagt jetzt ganz hofmässig defraudiren und fraudiren.

Auch im entgegengesetzten Sinne, wenn einem anerkennenden Begriffe etwas von seinem Werthe entzogen werden soll, wird ein Fremdwort eingeschoben; so wird statt achten estimiren gebraucht. Bisweilen erscheint dem üblichen Fremdworte gegenüber der echte, deutsche Ausdruck zu gewählt; man fürchtet gegen die Gewohnheit zu verstoßen und sagt hundertmal für ein Friseur statt Friesler oder Haarträusler, Coiffure statt Kopfsuß, gratuliren statt beglückwünschen, Collier statt Hals schmuck u. s. w. Oder der deutsche Ausdruck erscheint zu innerlich und gemüthvoll im Vergleich zu dem mehr äußerlichen und kalten Fremdworte, und man hält ihn deshalb zu Gunsten des letzteren zurück. Deshalb sagt man viel öfter intim statt vertraut. Wie auch immer das Verhältniß des einen zum andern im einzelnen und besondern sei, im allgemeinen stellt das Fremdwort eine Entfremdung von der Wahrheit, Schlichtheit und Einfachheit dar, eine Vorschiebung falschen Scheines und eine Verdunkelung echter deutscher Art, oder mit einem Worte eine innere Abkehr von der Natur unsrer Sprache.

Wieviel aber wird gegen die Natur überhaupt fort und fort gesündigt und verstoßen aus Dummheit, Eitelkeit und Ziererei! Da klemmt sich ein grüner Jüngling im stolzen Unsterblichkeitsdrange einen Zwicker vor seine Augen, die ihm die gütige Natur ferngesund bescheert hat, um, wie er meint, nach mehr auszu sehen. Oder ein junges Mädchen schnürt sich unsinnig, um, wie sie denkt, schöner auszufehen, und dabei verkrüppelt ihre von Natur gesunde Leber. Aber dem Zwickeraffen wie der Schnürnarrin ist beides Gewohnheit geworden, so hart ihnen anfangs auch der Zwang ankam. Er kann den Klemmer nicht mehr entbehren, ist wirklich kurzsichtig geworden und blickt ohne das Ding blöde und unsicher in die Welt hinein; sie kann ohne festes Schnürleib nicht mehr gerade stehen, und frei bewegen kann sie sich überhaupt nicht. Die Macht der Gewohnheit hat die Natur überwunden,

sie empfinden und kennen die Unnatur nicht mehr. Wozu sie sich aus Eitelkeit und Narrheit erst haben zwingen müssen, ist ihnen Lebensbedingung geworden — auf Kosten ihrer Gesundheit, Tüchtigkeit und Lebensdauer. So ist es auch mit der Sprache. Aus Afferei ist ihr Gewalt angethan; die Afferei ist zur Gewohnheit geworden, und Afferei nährt fort und fort die Krankheit. So ist die gesunde Natur unsrer edeln Sprache geschädigt worden und unnatürliche Entartung eingerissen. Diejenigen, welchen der fremde Wortmischmasch zur Gewohnheit geworden ist, haben einen Theil ihrer eignen Muttersprache verlernt oder niemals gelernt. Sie haben den fremden Zwickel auf der Nase und das ausländische Schnürleib um die Brust: der gesunde Begriff von Wesen und Geist, von Reichthum und Schönheit der deutschen Sprache ist ihnen verdeckt und eingeengt.

Aber so alt es ist, so alt ist auch der Kampf gegen das Übel. Es hat nie an Vorstellungen und Ermahnungen gefehlt, von der verderblichen Gewohnheit abzulassen, und ich könnte eine große Menge von Beweisstellen hierfür beibringen. Da es aber keinen Werth haben kann, eine vollständige Aufzählung aller Namen, die in dieser Beziehung hier genannt werden könnten, zu geben, so beschränke ich mich darauf, aus der Vergangenheit als Beispiele einige Stimmen von Männern wachzurufen, die diesem Unfug entgegentraten und das Kind beim rechten Namen nannten.

Am ehesten dürfte, wenn man von der Unart der höfischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, wie billig, absieht, eine umfänglichere Vermischung unsrer Sprache, oder richtiger ihres niederdeutschen Zweiges, unter Einfluß der burgundischen und spanischen Fürsten, in den Niederlanden stattgefunden haben. Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war diese Vermischung, besonders in den südlichen Landestheilen, schon eine sehr starke und entstellende geworden. Das Niederländische, Blämische, oder wie er es selbst nennt, das Deutsche, welches

z. B. Rubens schrieb, ist ganz durchsetzt mit Fremdwörtern. Und so mag denn hier auch zuerst ein Niederländer sprechen, der sich erhebt zur Vertheidigung seiner niederdeutschen Sprache, die auch er die deutsche nennt.

Samuel Ampzing sagt in der Einleitung (A 2 und A 3.) zu seiner „Beschreibung der Stadt Haerlem,“ die 1628 in dieser Stadt erschien, folgendes: „Muß denn nicht ein jeder rechtschaffene, redliche und verständige Mensch und vornehmlich der, der sich in andern Sprachen geübt hat, seiner Muttersprache soviel Liebe zutragen, daß es ihm nicht gleich sei, wie er schreibe und spreche, und ob seine Sprache verwildere oder verfalle. So will ich denn auch wohl, daß wir von dieser unsrer köstlichen und löblichen Sprache etwas mehr Werks machten und für ihre Ehre mehr eiferten, als wir gemeinlich thun. Ja, es ist nur zu wahr und mehr als bekannt, daß sie gerade von den Gelehrtesten selbst, die ihr die Hand bieten müßten, durch fremde und ausländische Wörter ganz entartet und verdorben wird: die dann erst meinen gelehrt und zierlich zu sprechen, wenn sie durch solche aufgeraffte, undeutsche und unbekante Wörter ihre Muttersprache öffentlich brandmarken. Man banne diese Wörter doch aus unsrer Sprache, soviel es möglich ist. Will jemand Französisch oder Lateinisch sprechen, dann kann er es ja thun: aber man lasse unsre Sprache ungeschändet in ihrer Vollkommenheit. . . Ich weiß es wohl, daß uns diese Art zu sprechen durch lange Gewohnheit von den Schulen und nachher in Mund und Ohren gewachsen ist: nichtsdestoweniger wenn jemand was schreiben und ans Licht geben will, so muß er fleißig acht nehmen, zum ersten, daß er deutsch und darnach daß er gutes und reines Deutsch rede; auf daß unsre Sprache nicht verwälscht und gebrochen, sondern aufrecht bleibe und nach ihrer ursprünglichen Art gesprochen werde.“

Das alles paßt auch vollständig auf das Hochdeutsche und auf die heutige Zeit. Übrigens wurde zur selben Zeit, als

Amptzing lebte, und auch schon früher in Deutschland selbst die Sucht, dem Ausländischen nachzulaufen und die Sprache mit fremden Wörtern zu entstellen, vielfach schmerzlich empfunden. Aus dem Wunsche, dem Übel entgegenzuwirken, entstand die „Fruchtbringende Gesellschaft,“ deren Stiftung bereits im Jahre 1617 erfolgte. Einer ihrer wesentlichen Zwecke bestand nach den Satzungen der Gesellschaft darin, daß „man die hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung frembder außländischer Fliffwörter, aufs möglichste und thunlichste erhalte, und sich so wol der besten aussprache im reden, als der reinsten art im schreiben und Reime-dichten befleißige.“ Dieser Zweck wurde festgehalten. Im Jahre 1646 gab der Fürst zu Anhalt-Köthen in Frankfurt am Main ein jetzt selten gewordenes Kupferwerk „Der fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen und Vorhaben u. s. w.“ heraus, in welchem ein „Kurzer Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft Zwecke und Vorhaben“ den Kupfern vorangeht. In diesem Vorberichte liest man beinahe wörtlich die oben mitgetheilte Stelle und dann noch folgende Erörterung: „... weil unsere weitgeehrte hochdeutsche Muttersprache so wol an alten, schönen und zierlichen Reden, als auch am überflusse eigentlicher und wolbedeutlicher Wort, so iede sachen besser, als die frembden recht zu verstehen geben können, einen nicht geringen vorzug hat: Das ebener gestalt darauf möchte gedacht werden, wie eine sothane Gesellschaft zu erwecken und anzustellen, darinnen man in gut rein deütsch reden, schreiben, auch anders, so bey dergleichen zusammensetzung und erhebung der Muttersprache, (darzu ieder von Natur verpflichtet) gebrauchlich und dienlich, vornemen möchte.“

Deutlicher und derber drückt sich Georg Neumark in seiner zu Weimar 1668 unter dem Titel „Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum“ herausgegebenen Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft aus, indem er den bezeichneten Zweck

derselben dahin erläutert, „daß wir unsre Muttersprache vor allen Dingen, von dem Unflat bettlerischer Wortbesudelung, so viel jedem müglich, ausreiten, säubern, auszieren, und keineswegs damit ferner behelligen: Sondern dieselbe dagegen in ihrer Grundfeste und rechtem Verstande erhalten, behalten, und fortzupflanzen, uns höchlich angelegen seyn lassen“. (S. 31.)

Nach dem Beispiele der fruchtbringenden bildeten sich nach und nach noch verschiedene andre Gesellschaften zu denselben löblichen Zwecken, doch war ihnen allen, wie der fruchtbringenden selbst, das schwülstige, überladene Beiwerk, womit sie, dem allgemeinen Geschmacke der Zeit gemäß, ihr Thun und Treiben umgaben, vielfach hinderlich. Immerhin aber wirkten sie anregend und heilsam.

Hier will ich gleich Philipp von Zesen's gedenken, der 1643 zu Hamburg eine „Deutschgesinnte Genossenschaft“ stiftete und gleichzeitig eine „Hooch-Deutsche Sprach-übung“ erscheinen ließ, in der er sich auch gegen die fremden, ganz besonders die französifischen Wörter wandte, damit „wier aus unserer edlen Hooch-deutschen Spraache nicht eine barbarische machen“. (S. XL.)

Ich führe nun weiter Justus Georg Schottelius an, der 1641 zu Braunschweig eine „Deutsche Sprachkunst“ herausgab, „darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen auß ihren Gründen erhoben“ wird. Er spricht darin mit Eifer gegen die fremden Wörter, besonders gegen die terminos, die eine steifbeinige Gelehrsamkeit auch in der deutschen Sprachlehre festgehalten haben wollte. Der Hauptgedanke, von dem er ausgeht, ist folgender: „Derselbiger Gebrauch, dem ein Hauptgesetz oder der Grund der Sprachen entgegen laufft, ist kein Gebrauch, sondern eine mißbräuchliche Verfälschung“. (S. 3.) Dann sagt er weiter: „Derowegen habe ich es bey mir für einen Eckel und Schande gehalten, etwas von Athen oder Rom zu erbetteln, welches in unserem

Teutschlande schöner, faßtiger und dem Teutschen Verstande deutlicher und kräftiger vorhanden ist. Daß aber hie eßliche vermeinen möchten, man vermüge nicht, oder man vermüge doch so eigentlich nicht die Terminos oder verba artium in Teutscher Sprache zu geben, wie sie in Griechischer und Lateinischer befindlich sind, solches ist nur eine öffentliche Bekemtniß ihrer unkindigkeit, und deroßelben Meinung im grunde irrig, falsch und nichtig.“ (S. 15/6.) Diesen Gedanken führt er dann des weiteren aus und gelangt endlich zu der entschiedenen Erklärung: „Diß muß einer beweisen, wer da einen mißgönstigen zweiffel recht ausbrüten wil: Ob unsere teutschen Kunstwörter nicht können eben so gründlich, vernemlich und wollautend außdrücken und anzeigen das Ding, dessen Kunstmäßige Wörter sie sind, und ob sie nicht in einer geringen Lehrzeit durch kurze gewohnheit eben so beliebt und unserem Verstande annehmlich werden können, als die Griechische oder Lateinische. Kan er daß, so führet er den Titul eines Klügelmeisters mit ehren: wo nicht (es wird aber niemand können, und wil doch stete Grillen haben, und einen stinkenden flügelsüchtigen Athem von sich blasen,) so soll man ihn mit faulen Eyeren hinauß werffen, und seinen Rahmen nicht würdigen mit teutschen Buchstaben zu schreiben. Und dieses rede ich aus trieb sonderlicher wichtiger Uhrsachen: sintemal die teutsche Sprache von feinen mechtigern Feinden überfallen, noch von einem giftigeren Unsterne überstralet werden kan, als daß bald einer, und ander, so doch noch nicht angefangen ein Vernschüler darin zu werden, gar gebietender massen ein Richter seyn, und das Winkelseisen nach dem Grundsteine abformen, daß ist, den Verstand nach seinem Unverstande abmessen wil: Dadurch denn alle Früchte und die grünende Blüte unserer Muttersprache, in ihrer ersten Geburt wird ersticket, also daß sie zu keinem vollen Wachsthume gerahen kan, sondern ein dörnichtetes Gebüße und zertretenes Gestrütticht verbleiben muß. Schließlich

so mangelt es der teutschen Sprache durchauß nicht an einigem Kunstwerte, sondern uns am rechten Verstande unserer Sprache.“ (S. 18/9.) Rechte und gerechte Worte, welche verdienen an die Mauern der Städte zur Nachachtung und Beherzigung geschlagen zu werden.

Auch der große Leibniz trat für die gute Sache ein. Im Jahre 1697 schrieb er seine „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache,“¹⁾ in denen er „unsre Haupt- und Helden-Sprache“ (S. 21.) gegen den „abscheulich überhand genommenen Mischmasch“ (S. 20.) kräftig vertheidigt. Er erklärt, wie es gekommen sei, daß, da „man im Jahrhundert der Reformation ziemlich rein Teutsch redete“ (S. 24.), nun seit dem dreißigjährigen Kriege, „da Teutschland von fremden Völkern, wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden, nicht weniger unsre Sprache, als unser Gut in die Kappuze gingen“. (S. 25.) Französische Sprache und Wesen habe überhandgenommen, man habe „Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit aufgeworfen,“ man sei danach erzogen und habe „einen Ekel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen“. (S. 26.) Leibniz erörtert dann kurz das Wesen und die Natur unsrer Sprache und bezeichnet die Mittel, um „dem einbrechenden Sturm der fremden Worte sich zu widersetzen“ (S. 93.), worauf wir weiter unten noch zurückkommen werden. Insbesondere will er die eigentlich schöne Literatur geschützt wissen und ist der Ansicht, daß, wie schon oben bemerkt, „in einem sonst schönen Teutschen Gedichte ein Französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde“. (S. 95.) Endlich hofft er einen günstigen Erfolg von einer Vereinigung „Teutschgesinnter Personen“. (S. 114.) Dieser Hoffnung und Meinung hat er in seiner wahrscheinlich bereits erheblich

¹⁾ In „Leibniz's Deutschen Schriften“ I. (Berlin, 1838.)

früher geschriebenen „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben, samt beigefügten Vorschlag einer Teutsch-gesinten Gesellschaft“ (Hannover, 1846.) noch deutlichere Worte geliehen. Er erzählt auch hier zuerst, wie die französische Mode über uns und unsre Sprache gekommen sei, und findet nichts Rühmliches und Vortheilhaftes in dieser „zu einer ansteckenden Landseuche“ (S. 20.) gewordenen Narrethei. „Eines — aber fährt er fort — were zu loben, wenn die französische Mode das übermäßige Sauffen abbringen köndte; doch sage ich, man werde den Teufel mit Beelzebub vertreiben, und bin ich fast der Meinung, daß weiland ein trunckener alter Teutscher in Reden und Schreiben mehr Verstand spüren lassen, als anjezo ein nüch- terner französischer Affe thun wird“. (S. 21.) So eifert er weiter und gelangt zu der „Meinung, es solten einige wohl- meinende Personen zusammentreten, und unter höherem Schutz eine Teutschgesinte Gesellschaft stifften; deren Absehen auf alle dasjenige gerichtet seyn solle, so den teutschen Ruhm erhalten oder auch wieder aufrichten können.“ Und dahin rechnet er be- sonders, daß „dahin zu trachten seyn würde, wie allerhand nach- drückliche, nützliche, auch annehmliche Kernschriften in teutscher Sprache verfertigt werden möchten, damit der Lauff der Bar- barey gehämmet, und die in den Tag hinein schreiben beschähmet werden mögen“. (S. 23.) So hofft er schließlich auf eine „Aus- musterung des frembden Affenwercks“ und andre wichtige Vor- theile „zu Ruhm und Wohlfarth teutscher Nation“. (S. 24.)

Leibniz war bemüht, diese seine guten Absichten durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Stiftung im Jahre 1700 bekanntlich durch ihn beeinflusst war, zu verwirklichen. Wir werden sogleich an das, was die Akademie in dieser Hinsicht ge- leistet und nicht geleistet hat, mit einigen Worten erinnern, lassen aber zuvor noch einige andre treffliche Männer reden.

Erstens ist dies ein Unbekannter, der sich nur D. J. G. S.

nennt und der 1737 zu Hildesheim eine „Ausführliche Abhandlung Vom Ursprung und Aufnahme Der Deutschen Sprache 2c.“ herausgegeben hat.¹⁾ Darin sagt er: „Mehr als zuviel ist bekant, wie die teutsche Sprache ihre eigene Wörter verlieren, deutlos und unbekant lassen, ihren herrlichen Reichtum verarmen sehen, und ihre eigene reinliche Gestalt verfrömdet und verschandflektet leiden muß, in dem nicht allein einem jeden nach Beliebung, durch gestatteten Mißbrauch freygelassen wird allerley Wörter aus allerley Sprachen hinein zulappen, als ob kein zierliche Rede geschehen, noch einige Schrift abgefasset werden könnte, Zier und Wohlstand sey dann von Frömden entlehnet, und unsere so herrliche, prächtige, Majestätische Sprache zur armen hungrigen Bettlerin gemacht.“ (S. 137.)

Zweitens ist dies Johann Christoph Gottsched. Er schrieb eine „Vollständige und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst u. s. w.“ die zuerst 1748 zu Leipzig und darnach noch wiederholt erschien.²⁾ Gottsched erklärt es für „eine unnöthige Mengesucht einiger vormaligen Schriftsteller, daß sie sich unzählige fremde Wörter angewöhnet, die man eben sowohl deutsch geben kann, wenn man nur in guten deutschen Büchern ein wenig belezen ist.“ (S. 194.) Er stellt als Grundsatz auf: „Wo im Deutschen gute Worte vorhanden sind, da ist es lächerlich, sich der fremden zu bedienen“ (S. 198.), lehnt sich gegen das „Ottergezücht“ unnöthiger Fremdlinge mit Entschiedenheit auf (S. 200.) und macht zahlreiche Vorschläge zur Ersetzung der fremden durch gute deutsche Wörter.

Drittens ist dies Lessing, Gotthold Ephraim Lessing in eigener Person. Im Februar 1759 gab er den vierzehnten seiner „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ heraus, in welchem er

¹⁾ Vermuthlich ist dies wohl derselbe D. J. G. S., der die „Kochenphilosophie“ geschrieben hat. Dieser hieß Johann Georg Schmidt.

²⁾ Mir liegt die fünfte Auflage von 1762 vor.

von der „Sprache des Herrn Wieland,“ wie sie die ersten Schriften des damals sechsundzwanzigjährigen Dichters zeigten, handelt. Wieland's Anlehnung an die Franzosen hatte ihn schon herausgefordert, und nun fand er auch die Sprache unrein und schlecht. Er meint, Wieland hätte in der Schweiz, wo er sich damals aufhielt, nicht bloß den Geist und den eigenthümlichen Schwung unsrer Sprache verlernt; „er muß sogar — fährt Lessing wörtlich fort — eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen jezigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weise's liest. Lizenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Saloufie, Corruption, Dexterität — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist. Dinge sagt Herr Wieland sogar“ — für Leinen oder Wäsche nämlich. Wie viele von Denen, die heute Lessing immer im Munde führen, schreiben ein Deutsch, das dem großen Manne denselben Ekel erwecken müßte. Möchten sie doch Lessing weniger im Munde führen und mehr im Herzen tragen!

Und endlich viertens Klopstock, der gewaltige Dichter, der sich um unsre Sprache unsterbliche Verdienste errungen hat. Klopstock eifert in seiner 1774 veröffentlichten „Deutschen Gelehrtenrepublik“ gegen das Fremde und die fremden Wörter, und ist der Meinung, daß Derjenige, der stets „ausländische Worte ohne Bedürfniß in die Sprache mischt, den Hund tragen“ solle,¹⁾ als ein Zeichen schmähhlicher Schande — ein Seitenstück zu den faulen Eiern des alten, trefflichen Schottelius.

Ich komme nun auf die Wirksamkeit der Berliner Aka-

¹⁾ Ausgabe der Werke von 1844. Bd. VIII. S. 30.

demie der Wissenschaften zurück. In ihrer Stiftungsurkunde wurde der Akademie die Aufgabe gestellt, das, „was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereicht, absonderlich mit zu besorgen.“ Selbst Friedrich der Große, der bald nach seinem Regierungsantritte im Jahre 1744 der Akademie neue Satzungen gab, empfahl ihr zwar mit Nachdruck die Pflege der deutschen Sprache, doch wurde gleichzeitig die französische Sprache für ihre eigenen Abhandlungen eingeführt, und damit die deutsche Sprache wieder herabgesetzt und ausgeschlossen. Erst etwa fünfzig Jahre später, 1792, erinnerte sich der verdienstvolle Minister Graf von Herzberg, welcher Kurator der Akademie war, der dieser Anstalt schon in die Wiege gelegten hochwichtigen Aufgabe. Er vereinigte die deutschen Mitglieder der Akademie „zur Ausführung des großen Planes, den der unsterbliche Leibnitz schon bei Errichtung der Akademie zu Anfange des Jahrhunderts bezweckte, nemlich auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache hinzuarbeiten.“ Es wurde ein eigener Ausschuss bestellt, und die Akademie schrieb danach fünf Preisfragen aus, die sich auf die Reinigung der deutschen Sprache von den eingedrungenen Fremdwörtern beziehen. Die hierdurch veranlaßte Abhandlung Joachim Heinrich Campe's, „Grundsätze, Regeln und Gränzen der Verdeutschung,“ ist, erweitert und mit einem Wörterverzeichnisse versehen, als „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unsrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke“ 1801 zu Braunschweig erschienen. Den zweiten Preis hatte August Kunderling erhalten, dessen Abhandlung „Über die Reinigkeit der Deutschen Sprache u. s. w.“ bereits 1795 zu Berlin herausgegeben wurde. Ich will auf diese verdienstlichen Bemühungen hier nicht weiter eingehen, da sie gelehrter Art sind und die Kraft eines offenen Aufrufes, der recht aus dem Herzen käme, nicht besitzen. Auch ist ja wohl allge-

mein bekannt, was dieselben und was namentlich Campe gutes gewirkt haben.

So hat das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert durch gewichtige Stimmen Verwahrung eingelegt gegen den Mißbrauch einer übermäßigen, unnöthigen und läppischen Anwendung von Fremdwörtern. Einen besonderen Aufschwung aber erhielten diese Bestrebungen in den unglücklichen Jahren der Fremdherrschaft, wo jeder nur einigermaßen vaterländisch gesinnte Mann sich anklammerte an deutsche Art und Sprache, fremde Art und Sprache von sich stieß und sich schämte, durch Einmischung fremder Wörter, die überwiegend der Sprache seiner Unterjocher angehörten, seine deutsche Muttersprache zu befudeln.

Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ hallen auf jedem Blatte von jenem starken, edeln, erhebenden Nationalgeföhle wider, welches das ganze deutsche Leben durchtränken und erneuen wollte, und das ganz von selbst auch der deutschen Sprache ihren natürlichen Adel, ihre alte Würde und reine Schönheit sichern mußte. Mit welchem Erfolge dies Fichte selbst that, das lehrt die Sprache dieser Reden, die auch hinsichtlich ihrer Reinheit von fremden Flecken und ausländischem Flickwerk muster-giltig ist.

Arndt erhob seine männliche Stimme, um die Deutschen zum Selbstbewußtsein und Selbstgeföhle zu erheben, auch in Hinsicht der Sprache. In seiner 1813 herausgegebenen Schrift „Über den Gebrauch einer fremden Sprache“ sagt er: „Wenn unsere höhere Welt teutsch spricht, greift sie nicht jeden Augenblick nach einem französischen Wort und einer französischen Wendung? wenn wir über Staatskunst, Kriegswesen, ja nur von einem Gefecht sprechen und es beschreiben, gebärden wir uns nicht als hätten wir gar keine Sprache, als sahen wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe und ohne Zeichen für Geist und Begriffe? als sahen wir in den Anfängen unserer Bildung und müssen alles

von Fremden holen? wir Reichen, die wir vergessen haben, wie reich wir sind!“ Er schildert es als die „schimpflichste Faulheit,“ daß wir „von den Franzosen Benennungen borgen, welche sie von den Todten, von den Lateinern und Griechen, geliehen und nach ihrer Weise aufgestützt haben und welche die Geläufigkeit ihrer Zunge in die eigene und in fremde Sprachen einführt.“ (S. 74.) Er hätte noch hinzufügen können, daß wir sogar solche Wörter, die die Franzosen von uns selbst entliehen und aufgestützt haben, von ihnen wieder angenommen haben: Boulevard, Boutique, Blanchette, Quai, Bedell, Bivouac, Blokade, Bresche, Escadron, Etappe, Waggon und vieles andre. Das ist doch wohl der höchste Grad schimpflicher Faulheit und nationaler Stumpfheit in sprachlicher Hinsicht. „Sollen wir nicht — fragt Arndt solchen Zuständen gegenüber — endlich wenigstens lächerlich nennen, was jedes andre Volk schlecht nennen würde?“ (S. 75.) Freilich, das Jahr 1813 war keine Zeit zum Lachen. Doch konnte der Spott dieser Frage vielleicht damals manch' ernstes Gemüth rühren und zu einem heilsamen Entschlusse erheben.

Friedrich Schlegel, der zuerst selbst ganz ungeheuerlich gesündigt hatte, wie man z. B. an Stellen seines ersten Werkes „Die Griechen und Römer“ (Hamburg, 1797) sehen kann, bekehrte sich später und schalt über die bei uns herrschende „furchtbare Sprachverwilderung.“¹⁾ Er sagte: „Das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen will, was viele unsrer Schriftsteller schreiben, ich meine auch solche, die ich selbst an Geist und Gehalt zu den besseren und besten zähle, kann ich wenigstens für Deutsch garnicht anerkennen. Ein unnatürliches Zwitterwesen ist es, ein widerwärtiger Mischling, aus dem Abfall aller andern Sprachen, besonders der französischen, durch einander gerührt.“

Doch es sei genug der strafenden und warnenden Stimmen

¹⁾ Im „Deutschen Museum“ von 1812, Septemberheft.

aus frühern Tagen. Nur noch einen führe ich an, den großen Meister unserer Sprache: Jakob Grimm. Er sagt: „Kaum ein anderes höheres recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte sprache, in deren volle gewähr und reichen schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. zur schmällichen fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten wörter hinten setzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pendantische barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden ausdrücke, deren einmengen unserer sprache schändet; dann werden sie wie flocken zerstieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles grossen heils bewusst sein wird, das ihm aus seiner sprache hervorgeht.“¹⁾ Ähnlich spricht er sich auch im Vorworte zum „Deutschen Wörterbuch“ aus; hier giebt er seiner Hoffnung auf Besserung in folgenden Worten Ausdruck: „Wie der stolz auf unsre eigne sprache, der oft noch schlummert, einmal heller wacht und die bekanntschaft mit allen mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere ausdrücke zu gewinnen, wird auch die anwendung der fremden weichen und beschränkt werden.“

Das ist allerdings richtig. Wenn der Stolz auf unsre Sprache in der Gesamtheit der Nation wüchse und kräftig würde, dann würde auch der Unfug mit den unnöthigen und affigen Fremdwörtern beschränkt werden. Aber leider, leider! merkt man noch blutwenig von diesem Stolze, und inzwischen nimmt die Sprache unerseßlichen Schaden. Könnte man doch die Sprachfälscher mit Geldbußen, Gefängniß und Vernichtung ihres Nachwerkes bestrafen wie die Fälscher von Nahrungsmitteln

¹⁾ In der schon S. 3 erwähnten Abhandlung: Über das pedantische in der deutschen sprache. S. 208

und Getränken! Verdient hätten sie es reichlich. Denn ihr Verbrechen an dem nationalen Gute des deutschen Volkes ist wahrlich viel größer und folgenschwerer als das der Butter- und Bierfälscher an der Gesundheit einiger Bevölkerungskreise. Man freut sich jedesmal von Herzen, wenn solch' ein elender Brot- und Weinverderber von der strafenden Gerechtigkeit ereilt wird. Aber warum müssen die Verderber der Sprache, die Sünder an den geistigen und idealen Gütern der Nation, straflos sein! Und doch wären einige Mandeln fauler Eier oder der Hund so heilsam.

UNIVERSITÄT ZÜRICH

III.

Vorschläge zur Abhilfe.

Wie ist dies Elend, das nun schon Jahrhunderte lang dauert und das die Jahrhunderte als eine Schmach der deutschen Nation verdammen, endlich zu beseitigen? Wie ist ihm beizukommen, nach dem alle Ermahnungen und Bemühungen ohne dauernden Erfolg gewesen sind? Wie ist ihm abzuhelpfen, heute, wo die Fremdwörtersucht wie eine ansteckende Seuche wieder mit neuer Kraft um sich greift und allen wohlmeinenden Absichten gerade recht zu spotten scheint? Dieses weiß ich: mit besonderen Vereinen und Gesellschaften zur Bekämpfung des Übels, mit Vorschlägen zu Verdeutschungen und mit Wörterbüchern ist im großen und auf die Dauer nichts geholfen. Die Erfahrung lehrt es, von der fruchtbringenden Gesellschaft zu Leibniz und Gottsched, von Leibniz und Gottsched zu Campe, und von Campe bis auf den heutigen Tag. Alle diese Bestrebungen wenden sich an die Einsicht des Einzelnen und hoffen von dessen gutem Willen Berücksichtigung und Erfolg. Es ist ihnen aber mit verschwindenden Ausnahmen nirgends entsprochen worden.

Noch aus der allerneuesten Zeit kann ich hierfür einen Beleg beibringen. Im Juni 1880 richtete die Redaktion des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ folgende Aufforderung an ihre Mitarbeiter: „Wir richten an unsre verehrten Mitarbeiter die ergebenste Bitte, sich fortan in ihren geschätzten Einsendungen nach Möglichkeit aller unnöthigen Fremdwörter zu enthalten. Die Gründe hierfür verstehen sich wohl von selbst. Die Redaktion, welche sich von Schuld in dieser Beziehung selber

nicht frei weiß, wird thunlichst mit gutem Beispiel voranzugehen sich bemühen. Gerade bei der an keine Ländergrenzen gebundenen Verbreitung des »Magazins« erwächst die Verpflichtung, zu zeigen, daß die deutsche Sprache keine andern oder weniger Ansehen zu machen nöthig hat als jede andere neuere Kultursprache. Zu peinlicher Deutschthümelei braucht selbstverständlich nicht übergegangen zu werden.“ Aber diese lobenswerthe und verständige Aufforderung hatte keinerlei sichtbare Spur eines Erfolges. Wie ein rechter Hohn auf dieselbe erschien sogar mancher mit ganz „unnöthigen Fremdwörtern“ vollgespickte Beitrag. So schrieb z. B. F. F. Honcgger in Zürich über einen neuen Roman von Tissot und Améro „La Russie rouge“ (1881, Nr. 2) in dem unglaublichsten Mißdeutsch. Ich führe nur einige Proben an: „pifanteres Objekt, desperat, intim, verifiziren, Introduction von frappantester Eigenart, altseigneurial, spezifisches Objekt, table rase, pur, roués, à tout prix, Nuance, Comité, emigrirt, à corps perdu, modifiziren, Totalrevolution, raffinirte physiologisch-psychologische Personenmalerei, minutiöses Detail, Manier, Portrait, Effekt, strift, flankiren“ und schier endlos in dieser geistreichen und geschmackvollen Art weiter. Das war die Wirkung. Die Redaktion hätte sich ihre Mühe völlig sparen können. Wenn es ihr Ernst ist um die gute Sache, nehme sie selbst die Büchse in die Hand und schieße ohne Erbarmen das Wild und Raubzeug nieder, welches ihr ins Gehege kommt. Mit andern Worten: sie reinige selbst solch' ein zusammengeflicktes Geschreibsel und stelle erst ein anständiges Deutsch her, ehe sie solche Beiträge zum Druck giebt. Dies ist das einzige Mittel, durch welches sie ihr Blatt vor der Sprachjuderei retten und schützen kann. Doch ist es ihr denn wirklich Ernst darum? Wer weiß es! So wenig aber wie hier eine einzelne Redaktion von der Einsicht und dem guten Willen irgend etwas erreicht hat, ebensowenig werden das Vereine und Gesellschaften, Ermahnungen und Bücher.

Ich erwarte von solchen Mitteln nichts, garnichts, oder so wenig wie nichts, wenigstens nicht unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen und Stimmungen.

Und dann hat man gesehen, daß derartige Bestrebungen, weil sie zum Theil von Männern getragen wurden, welche nicht immer über alle nothwendigen Erfordernisse verfügten, oft und leicht dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfielen. Schon die fruchtbringende Gesellschaft hat in dieser Hinsicht die lehrreichsten Erfahrungen gegeben, und was die Ungeschicklichkeit der deutschthümelnden Turnlehrer und Schulmeister vor dreißig und vierzig Jahren geschadet hat, das wird noch in der Erinnerung Vieler sein. Oft wissen solche Leute noch nicht einmal, was ein Fremdwort ist. Sie glauben, daß jedes Wort, dessen Stamm aus einer andern Sprache kommt oder dessen Stamm auch in andern Sprachen vorkommt, ein Fremdwort sei; und so legen sie ihre Lanze ein fogut gegen die Nase wie gegen die Post, gegen das Fenster wie gegen den Groschen. Als ob der Ursprung allein das entscheidende Merkmal des Fremdwortes sei und nicht viel mehr noch die ausländische Form, die im Zusammenhang der deutschen Sprache eben fremd erscheint. Und eben nur um diese letzteren, eigentlichen Fremdwörter, soweit sie unnöthig und ersetzbar sind, kann es sich ja handeln, was auch im Vorworte des Grimm'schen Wörterbuches klar und deutlich hingestellt ist. Jede falsche Maßregel aber, jede Übertreibung schadet. Es ist also große Vorsicht und völlige Sachkenntniß nöthig, die nicht bei jedem Schulmeister und jedem Mitgliede eines Vereins ohne weiteres vorauszusetzen sind. Unzulänglichkeiten und Verkehrtheiten führen aber eben zur Lächerlichkeit; und diese hat leider schon viel Unheil angerichtet.

Wenn nun aber von allen diesen Bestrebungen nichts sicheres und bedeutendes zu erwarten ist: was soll, was kann denn geschehen?

Ich will mich kurz fassen.

Zuvor aber glaube ich dem Leser wie der guten Sache selbst die Erklärung schuldig zu sein, daß ich ungeachtet dieser That- sachen, welche sich nicht bestreiten lassen und die nur allzu laut reden, keineswegs an der Möglichkeit eines aus einer freiwilligen Bewegung innerhalb der Nation hervorgehenden Umschwunges verzweifle. Warum soll nicht eine Geistesströmung möglich sein, welche jenen Schlamm wegspült? Warum soll nicht im deutschen Volke jener edle Stolz auf unsere Sprache erwachen, den Grimm erhoffte, und der doch so natürlich ist? Diese Möglichkeit wird man unter allen Umständen offen halten müssen, und deshalb habe ich diese Schrift auch in ihrem Titel gleich als einen Mahn- ruf an alle national gesinnten Deutschen bezeichnet, wenn ich auch hierbei noch mancherlei anderes im Sinne hatte, das der auf- merksame Leser jedoch selbst ohne weiteres erkennen wird. Aber ich bleibe trotzdem dabei: ein Erfolg ist, wie die Sachen heute liegen, von einer freiwilligen, allgemeinen Bewegung nicht zu er- warten. Deshalb habe ich mein Augenmerk auf andere Mittel und Wege gelenkt.

Ich rufe die Hilfe des Staates an, also des deutschen Reiches und seiner Glieder. Von da allein kann zur Zeit wirkliche Hilfe kommen.

Meine Vorschläge sind demnach folgende.

1. Von seiten der Verwaltung muß eine gründliche Reinigung der Verwaltungssprache in allen Zweigen des Staats- und Gemeindelebens bewirkt werden.

2. Es muß die Schule schon den Nachwuchs in dem Ge- fühle erziehen, daß die Sprachmengerei eine Schande ist, und die Lehrer aller Schulen — von der Volksschule bis zur Hochschule — müssen angehalten und ermahnt werden, die Unterrichtssprache selbst rein zu halten.

3. Es muß eine wissenschaftliche Behörde bestellt werden, welche der Verwaltung zur Hand geht, auf die Schule Einfluß

übt, die Sprache überhaupt überwacht und in weiterer angemessener Weise für den guten Zweck thätig ist.

Ich gehe diese Punkte im einzelnen näher durch.

1. Die Verwaltungssprache.

Wie es auf diesem Gebiete in Deutschland steht, mag ich garnicht auseinandersetzen. Es ist wahrhaft traurig. Wir tragen hier die Zeichen jahrhundertelanger Abhängigkeit von der Kultur des Auslandes, ja selbst die Merkmale der Unterjochung und Knechtschaft noch breit und deutlich an der Stirn. Mit umso größerer und wärmerer Freude begrüßt man jede Heilung, jeden Versuch einer Heilung und Wiederherstellung. Der Herr Staatssekretär Dr. Stephan ist hier zuerst mit Kraft, Kenntniß, Folgerichtigkeit und vielem Glück in größerem Maßstabe vorgegangen. Er hat uns von zahlreichen Ungeheuern in der Postsprache befreit und an deren Stelle vernünftige und schickliche deutsche Wörter eingeführt. Anerkennung und Dank sei ihm zu Theil, auch wenn er nicht überall einen gleich glücklichen Griff gehabt hat, und wenn ihm auch noch manches zu thun übrig bleibt. Ich will hierbei nicht unterlassen, auf einen lehrreichen Fall hinzuweisen. Für Couvert schlug er das Wort Briefumschlag vor. Das ist aber ein hart klingendes, ziemlich schwerfälliges Wort, über welches die Zunge etwas stolpert und das denn auch als abgelehnt von der öffentlichen Meinung erachtet werden kann. Aber warum wählte Herr Stephan dieses Wort, da er doch in den Fremdwörterbüchern schon das viel bessere und, wie mir scheint, ganz passende: Briefdecke fand? Wenn aber solch' ein Mißgriff am grünen Holze geschieht, was läßt sich vom dürren erwarten! Die Sache muß also in den allerbesten Händen liegen und mit der weisesten Vorsicht behandelt werden. Deshalb muß den Verwaltungsmännern ein Beirath zur Seite gestellt werden, der

namentlich wissenschaftlich, aber auch werflich auf der Höhe der Aufgabe steht.

Ein weiterer, sehr anzuerkennender Schritt ist im Bereiche der Gerichtssprache gethan worden, wo mit der Einführung der neuen deutschen Gerichtsordnung eine Menge deutscher Ausdrücke an Stelle der älteren bösen Eindringlinge eingeführt worden sind. Auch hier ist man mit wenigen Ausnahmen durchweg glücklich verfahren, und auch dieses Vorgehen verdient Anerkennung und Dank.

Aber das sind bis jetzt immer nur noch kleine Anfänge, vereinzelte Maßregeln, die dem gewaltigen Heere der Fremdwörter auf allen sonstigen Zweigen der Verwaltung gegenüber nicht viel verschlagen. Überall sind sie als Benennungen von Sachen, Einrichtungen, Handlungen und Personen massenhaft gebräuchlich, in allen Staaten, und auch das deutsche Reich hat bei der neuen Einrichtung seiner Verwaltung hier fast wahllos alles gebräuchliche aufgenommen. Ganz besonders widerwärtig ist aber die dienstliche und wissenschaftliche Sprache im Heere. Daß deutsche Männer, in deren Tüchtigkeit das Wohl und Wehe des Vaterlandes, das Geschick der Nation ruht, sich mit charginen, debouchiren, deployiren, detachiren und hundert andern iren, mit Visièren, Téten, Queues, mit Porte épées, Capitain d'armes, Fouriers und mit tausendfältigem andern Mischmasch plagen müssen, ist wahrhaft grausam. Sind wir es denn nicht unserm ruhmvollen Heere schuldig, es von dieser schimpflichen Plage zu erlösen!

Wenn auf allen diesen Gebieten eine Reinigung der Sprache angestrebt und allmählich durchgeführt würde, wenn Gesetze, Erlasse, Verordnungen und Bekanntmachungen durchweg in gutem und anständigem Deutsch abgefaßt würden, so müßte das von selbst zu der wünschenswerthesten Nachfolge anregen. Die Stadt- und sonstigen Gemeinde-Behörden würden bereitwillig sich anschließen, ja selbst private Vereinigungen, Genossenschaften, Aktien-

gesellschaften, Vereine aller Art würden nicht ausbleiben. „Ein großes Muster weckt Macheiferung!“ Nun wohl, der Staat allein kann dieses große Muster hinstellen. Er allein hat die Macht und das Ansehen, den Erfolg herbeizuführen und Achtung vor seinem Thun hervorzurufen. Er ist der Herr der Sprache auf allen diesen Gebieten, und so hat er das Recht, doch auch die Pflicht, hier helfend und wiederherstellend gutzumachen, was frühere Zeiten nationalen Verfalles gesündigt und verdorben haben. Er kann nicht bloß seine Beamten, er kann auch seine Unterthanen und Alle, die zu ihm in Beziehung stehen, zwingen, die von ihm festzusetzenden guten deutschen Ausdrücke anzunehmen und anzuwenden. Der Gebrauch aber erzeugt schnell die Gewohnheit. Und so erwiese er unsrer Sprache und damit der ganzen Nation eine unermessliche Wohlthat.

2. Die Schule.

Es ist bekannt, daß die deutsche Sprache lange, lange Zeit auf den Schulen arg vernachlässigt worden ist. „Alles muß der Mensch lernen — sagt Arndt in seiner Schrift »Über den Gebrauch einer fremden Sprache« (S. 73.) —, nur seine Sprache will der Deutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen.“ So ist es wider meinen Willen mir buchstäblich ergangen: ich habe niemals, weder auf der höheren Bürgerschule noch auf dem Gymnasium, deutschen Sprachunterricht genossen. Es war damals so, und niemand fand etwas dabei. Diesem Umstande wird man vielleicht mancherlei von den Schäden, die hier erörtert werden, zu gute halten müssen. Daß aber auch der deutsche Sprachunterricht heutzutage noch keineswegs der Sache völlig gerecht wird, lehrt unter anderm die üppig wuchernde Seuche der Wortmengerei. Würde in den Schulen nur einige Aufmerksamkeit, einiger Fleiß auf die Reinheit der Muttersprache gelegt, niemals hätte es soweit kommen können. Aber die Lehrer

gerade gehören im Vortrage wie in Schriften oft mit zu den schlimmsten. Ich messe ihnen keine Schuld bei, denn sie sind eben auch in diesem sprachlichen Bummel erzogen worden und sie sind später nicht auf das garstige und unwürdige dieser Sprachmanscherei richtig hingewiesen worden. Aber der deutsche Lehrerstand hat solchen echten Kern nationaler Gesinnung, solch' lebhaftes Gefühl für Anstand und Würde, daß es nur des rechten Anstoßes bedarf, um ihn auch für die Reinheit und Schönheit unsrer Sprache zu begeistern. Aber indem dies geschieht, wird man zugleich bemüht sein müssen, seiner Begeisterung Richtung, Weg und Ziel klar anzudeuten.

Ich meine also, man möge den Lehrern empfehlen, sich, ohne Vernachlässigung der eigentlichen Sprachkunst, doch mehr auf Geist und Wesen der Sprache zu legen, sich zu durchdringen vom Werthe und der Schönheit unsrer Sprache, sich zur Reinheit derselben zu gewöhnen und die fremden Einmischlinge als Flecken und Besudelungen unsrer edlen deutschen Sprache empfinden zu lernen. So mögen sie selbst diese Fremdlinge ächten und vermeiden, und in diesem Sinne mögen sie auf die ihnen anvertraute Jugend einwirken. Ich habe aber hier nicht bloß die Volksschullehrer im Auge, sondern auch, und fast noch mehr, die Lehrer der höhern Schulen und selbst die der Hochschulen. Auch von den Lehrstühlen der deutschen Hochschulen schleicht die Seuche weiter und verdirbt die jugendlichen Gemüther. Doch ich will hiervon nicht weiter reden, denn die Thatsache ist offenkundig.

Die Ministerien und obersten Schulbehörden können durch weise und ernste Anweisungen hier sehr viel gutes stiften, schon für die lebenden, noch mehr aber für die künftigen Geschlechter. Möchten sie der trefflichen Worte Uhland's eingedenk sein:

Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort.

3. Die Akademie.

Schon Leibniz hat sich von einer „unter höherm Schutz-
stehenden Deutsch-gesinnten Gesellschaft“ viel des guten ver- 35.
sprochen, und er hat dann der Berliner Akademie die von ihm
dieser Gesellschaft zuge dachte Aufgabe mit in die Wiege gelegt,
wie oben bereits ausgeführt wurde. Seitdem ist man wiederholt
auf diesen oder einen ähnlichen Gedanken zurückgekommen. Man
wünschte auch bei uns eine Einrichtung zu haben, welche die
Sprache überwachen möchte, ähnlich wie es in Italien die Acca-
demia della crusca, in Frankreich die Académie française und
in Spanien die Academia española thut. Der letzte, welcher
diesen Wunsch öffentlich und nachdrücklich ausgesprochen hat, war
Emil DuBois-Reymond, der beständige Sekretär der Berliner
Akademie der Wissenschaften, der als Festredner am Geburtstage
des Kaisers im Jahre 1874 in dieser gelehrten Körperschaft „über
eine Akademie der deutschen Sprache“ (Berlin, 1874) handelte.
Die Berliner Akademie selbst ist dem Wunsche ihres Sekretärs
bisher nicht näher getreten, vielleicht bloß deshalb, weil er sich
nicht unmittelbar an sie selbst gewandt hatte. DuBois-Reymond
hat dabei das Leben und die Verhältnisse der Sprache über-
haupt, doch auch die Befreiung derselben von den fremden Misch-
lingen im Auge gehabt, und er hat das, was zu erstreben sei,
ausführlich dargelegt. Er verlangte „eine über Deutschland ver-
breitete, durch Wahl unter kaiserlicher Bestätigung sich ergänzende
Akademie der deutschen Sprache, welche die ersten Schriftsteller
und Sprachkenner in sich vereinte und in der Reichshauptstadt
ihren Sitz oder geschäftlichen Mittelpunkt hätte.“ (S. 32.) Dieser
Wunsch wird auch jetzt festzuhalten sein, und wir nehmen ihn
auf, wenn auch dem Zwecke, den wir hier verfolgen, vielleicht
noch auf eine einfachere Weise zu dienen wäre. Aber die sprach-
lichen Dinge hängen eng zusammen, und so fände diese Akademie

ein weites und einheitliches Arbeitsfeld. Die Stiftung und Einrichtung einer solchen Anstalt kann natürlich nur von Reichswegen geschehen.

Arbeiten könnte diese Akademie ungefähr nach Art der in München durch König Maximilian II. eingerichteten „Historischen Kommission.“ Sie könnte sich an die Berliner Akademie äußerlich anlehnen, doch könnte sie auch für sich bestehen. Die Akademien zu Berlin und München, sowie die wichtigeren Hochschulen könnten leicht den Stamm gelehrter Männer liefern, an welchen sich dann einige Dichter und Schriftsteller, als die Künstler der Sprache, angeschlossen. Doch wäre es gewiß auch nothwendig, Männer aus den verschiedenen Berufszweigen, wenn auch nur vorübergehend, heranzuziehen, damit die unentbehrliche Beziehung zum wirklichen und werkllichen Leben fest hergestellt und, was insbesondre die Fremdwörter angeht, die Bürgerschaft gewonnen werde, daß die von der Akademie vorzuschlagenden deutschen Ausdrücke auch da, wo sie eingeführt und angewandt werden sollen, Anerkennung finden. Ohne diese Beziehung könnte die Akademie leicht auf ein rein theoretisches Gebiet sich eingeschränkt sehen, und es würde andererseits den Bestrebungen der Verwaltungen, Behörden und Berufsklassen jener tiefere, wissenschaftliche Rückhalt und Boden abgehen, ohne den ein sicheres Vorgehen nicht möglich ist.

Ich verzichte aus naheliegenden Gründen darauf, hier mehr von der Einrichtung und der Arbeitsweise dieser Akademie zu sagen. Doch glaube ich, diejenigen Grundsätze bezeichnen zu sollen, nach denen sie den Fremdwörtern gegenüber zu verfahren haben würde.

An der Spitze dieser Grundsätze steht der, den ich schon oben aufgestellt habe:

Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.

Auch habe ich schon oben gesagt, daß ich keine Übertreibung, keine blinde Reinigungswuth will. Ich gehe sogar soweit und sage, man kann und darf vernünftigerweise nichts dagegen haben, daß mit Maß, Umsicht und Geschmack ein Fremdwort, selbst ein entbehrliches, einmal angewendet werde, denn auch das ist ja ein Vorzug unsrer Sprache, daß sie das gestattet und kann. Aber man wird aufs schärfste jenes jämmerliche Vermengen und Durchsetzen der Sprache mit fremden Tzen verurtheilen müssen, also daß sie nicht mehr wie deutsch aussieht, sondern wie ein klägliches Rothwälsch. Diese Ansichten sind immer von allen wahren und einsichtigen Freunden unsrer Sprache festgehalten worden, und ich glaube, daß es am Orte sei, hier die Äußerungen von einigen derselben einzuschalten. Ich wähle dazu Leibniz, Gottsched und Goethe.

Zuerst Leibniz. Er spricht sich in seiner bereits oben angeführten „Ermahnung an die Deutsche u. s. w.“ (S. 19.) folgendermaßen aus: „Ich will keinem über ein fremd Worth, so wohl zu Passe komt, den Proceß machen, aber das ungereimte unnöthige Einflicken ausländischer auch nicht einmahl verstandener, nicht zwar Worte, doch Red-Arthen, die ganz gleichsam zerfallende Sätze und Abtheilungen, die ganz unschickliche Zusammenfügungen, die untaugliche Vernunftsgründe, deren man sich schämen müste, wenn man nur etwas zurückdenken wollte: dies alles ist, was nicht nur unsere Sprache verderben, sondern auch je mehr und mehr die Gemüther anstecken wird.“ Und in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken u. s. w.“ sagt er: „Hat es demnach die Meynung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes aber bequemes Wort als eine Tod-Sünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräfte, und seiner Rede den Nachdruck nehme; denn solche allzu große Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister solange feilet und bessert, bis er

sie endlich gar verschwächet.“ (§ 16.) Weiter wendet er sich auch gegen das übertriebene und uneinsichtige Vorgehen zur Beseitigung der Fremdwörter mit folgenden tadelnden Worten: „Man hat aber gleich auf einmahl den Lauf des Übels hemmen, und alle fremde auch sogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen. Dawider sich die ganze Nation, Gelehrte und Ungelehrte gesträubet, und das sonst zum Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht, daß also auch dasjenige nicht erhalten worden, so wohl zu erlangen gewesen, wenn man etwas gelinder verfahren wäre.“ (§ 23.)

Gottsched, der in seiner „Sprachkunst“ nicht minder kräftig als Leibniz gegen die „ausländischen Brocken“ eifert, redet doch zugleich ebenso auch derselben weisen Vorsicht das Wort. Er sagt: „Indessen wollen wir deswegen alle die Grillen einiger vormaliger Jesianer, und Begnißschäfer, auch Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft nicht billigen; die alles, was einigermaßen fremd war, aus dem Deutschen ausmärzen wollten. Es ist nicht ganz möglich, sich in einer Sprache aller ausländischen Redensarten zu enthalten.“ Er führt dann das Beispiel der Griechen, Römer und Franzosen an, deren Sprachen eine Menge fremder Wörter aufgenommen haben, aber er meint doch, daß man diesen fremden Wörtern, wie es die genannten Völker gethan haben, auch im Deutschen „soviel möglich ist, ein einheimisches Ansehen gebe.“ Also auch er legt, wie natürlich, den geringern Werth auf den Ursprung des Stammes als auf die Fremdartigkeit der Form. Die Wörter solcher fremdartigen Form erscheinen ihm in die deutsche Sprache eingemengt barbarisch, und er findet „es lächerlich, sich ihrer zu bedienen, wo im Deutschen selbst gute Wörter vorhanden sind.“ Aber er warnt zugleich vor Übertreibungen, indem er auf die Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft hinweist, die ihrerseits dadurch lächerlich wurden, daß sie bisweilen auf eine seltsame Art vorgingen, welche der deutschen

Sprache nicht gemäß war. Und, gleichsam als einen Trost, fügt er hinzu: „Wer es gut trifft, der wird nicht ausgelacht werden.“ (S. 197—199.)

Endlich Goethe, der gleich zu den höchsten und reinsten Quellen der Sprache aufsteigt: „Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her.“

Also keine Überstürzung, keine Einseitigkeit, keine Schulfuchserie. Die Akademie schlage an den Felsen unsrer Sprache mit dem Zauberstabe wahren geistigen Verständnisses und wirklich lebensvoller Begeisterung, und das klare, reine Wasser wird ihr und uns sprudeln. Sie halte sich fern von allen engherzigen Schulmeistereien, von allem ängstlichen Übertragen nach Maßgabe der Wörterbücher, von allen gefährlichen Versuchen abenteuerlicher Deutschthümelei. Sie lausche dem Geiste der Sprache in seinem stolzesten Rauschen wie in seinen leisesten Regungen, und sie schöpfe bei ihrer Arbeit aus der Fülle dieses Geistes. Dann wird sie Segen verbreiten über die ganze Nation.

Bei dieser Arbeit, die hier immer nur, soweit sie die Fremdwörter betrifft, in Betracht kommt, wird die Akademie gewiß zunächst eine große Scheidelinie ziehen müssen, um die Böcke von den Schafen zu trennen. Da wird man fürs erste und bis auf weiteres von denjenigen Fremdwörtern absehen können, welche aus dem Griechischen, Slavischen und außereuropäischen Sprachen stammen, da sie die eigentliche gefährliche Vermengung und Entstellung unsrer Sprache nicht bewirken. Doch würde immerhin eine Ersetzung der aus dem Griechischen kommenden wissenschaftlichen Ausdrücke möglichst anzustreben sein. Die eigentliche Masse der Fremdwörter, gegen die wir uns wehren müssen, stammt aus der römischen und den romanischen Sprachen, ganz besonders aus dem Französischen. Deshalb ist die Überschwemmung des Deutschen mit Fremdwörtern fogut wie gleichbedeutend mit der Verwälschung der Sprache. Das eigentliche Ziel der Reinigung, welcher die Akademie wissenschaftlich dienen soll, muß also auf die Entfernung dieser wälschen Ausdrücke gerichtet sein. Schon Leibniz sagt in diesem Sinne in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ folgendes: „Die Lateinische, Französische, Italiänische und Spanische Worte belangend, so gehöret die Frage, ob und wie weit deren Einbürgerung thunlich und rathsam, zu dem Punct von der Reinigkeit der Sprache; denn darin suchet man eben zum Theil die Reinigkeit des Deutschen, daß es von dem überflüssigen fremden Mischmasch gesäubert werde.“ (§ 73.) Auf die Ersetzung dieses wälschen Mischmasches durch Wörter germanischen Ursprungs und deutscher Form kommt es also ganz vorzugsweise und im wesentlichen an.

Bei Auffuchung und Wardirung solcher Wörter wird man nicht allein in die Tiefe, in jene geheimen Schächte, die Goethe bezeichnete, dringen dürfen, sondern man wird auch in die Breite, in die geschichtliche Entwicklung und die örtliche Vertheilung der Sprache gehen müssen. Was die deutsche Sprache in ihrem

langen Leben für die vorliegenden Zwecke irgend brauchbares hervorgebracht hat, wird man in Berücksichtigung ziehen müssen. Die althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprachdenkmäler, die landschaftlichen Mundarten der ober- wie niederdeutschen Stämme, die ältern Staatschriften und dienstlichen Ausdrücke, besonders des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sowie die neuhochdeutsche Literatur bieten einen Schatz, aus dem Vergessenes und Verborgenes hervorgeholt werden kann, um fremde Eindringlinge zu ersetzen. Auch heute noch werden in verschiedenen Staaten, Landschaften oder Städten deutsche Ausdrücke gebraucht, an deren Stelle sonst überall Fremdwörter laufen. So nennt z. B. die Main-Neckar-Bahn die sogenannten Coupé's Abtheilungen, so heißen in Oesterreich die Fahrbillets Fahrkarten; in Wien sagt man statt Parterre ebenerdig, in Köln statt Parterrestage Unterhaus. In ganzen Gegenden Oberdeutschland's und der Schweiz sind die Ausdrücke Tagfahrt für Termin, Tunke für Sauce, Abweichung für Diarrhöe gebräuchlich u. s. w. Ich wollte nur einige Beispiele anführen, um zu zeigen, wie nahe oft das Gute liegt. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit würde aber der niederländischen Sprache zu widmen sein, in der eine Menge Wörter erhalten sind, welche das Neuhochdeutsche verloren hat, und die auch gute eigene Wörter gebildet hat für Dinge, welche wir mit fremdem Namen nennen. Sie sagt z. B. statt Protektor beschermheer, statt rentoiliren verdoeken (vertuschen), statt Carroussel paardenmolen (Pferdemühle), statt Avenue laan oder lei, statt Datirung dagteekening, statt Tapezierer behanger, statt Coupé vakk u. s. w. Schon Leibniz sagte in den „Unvorgreiflichen Gedanken“ in dieser Hinsicht: „Was das Holländische betrifft, würde unsre Deutschen zumal guten Zug und Macht haben, durch gewisse Abgeordnete, das Recht der Mutterstadt von dieser Deutschen Pflanze einzusammeln, und zu dem Ende durch kundige Leute die Holländische Sprache und

Schriften untersuchen und gleichsam wardiren zu lassen, damit man sehe, was davon zu fordern, und was bequem dem Hochdeutschen einverleibet zu werden.“ (§. 71.) Auf diese Fundgrube sind seitdem wiederholt die Freunde deutscher Sprachreinheit zurückgekommen; auch Stephan hat in seinem am 17. Februar 1877 zu Berlin über „Die Fremdwörter“ gehaltenen Vortrage nachdrücklich auf dieselbe hingewiesen. In demselben Sinne, jedoch in viel beschränkterem Umfange, würden auch die skandinavischen Sprachen und unter Umständen auch die englische Sprache in Betracht zu ziehen sein.

Das sind die Mittel und Wege, welche, mit Klugheit und Mäßigung angewandt, zwar allmählich, doch sicher die deutsche Sprache von den fremden Einmischlingen, den beschämenden Zeugen und Zeichen unsrer langen, langen nationalen Entartung und vielfachen schweren Unterjochung endlich befreien könnten. Niemand wird sich die Schwierigkeit des Unternehmens verhehlen. Neben der rechten Einsicht und dem guten Willen wird nicht selten viel Nachdenken, Geschicklichkeit und Zartgefühl erforderlich sein. Aber dann wird es eher, als es den Anschein hat, gelingen, das Übel, so alt und eingewurzelt, so verbreitet und viel verzweigt es auch ist, zu heilen.

Wir haben uns auf allen Gebieten national gehoben, wir sind in Wissenschaften und Künsten wieder auferstanden und nicht selten den andern Völkern vorangeschritten, wir haben Die, welche unsre staatliche Wiedergeburt hindern wollten, blutig und eifern niedergeschlagen und haben unser Reich kraftvoll wieder aufgerichtet. Aber damit ist nicht alles gethan. Noch machen sich im Innern mächtige reichsfeindliche Bestrebungen geltend. Die Einen rütteln aus böser Absicht, die Andern in thörichter Verblendung an dem kaum unter Dach gebrachten Bau. Wieviel

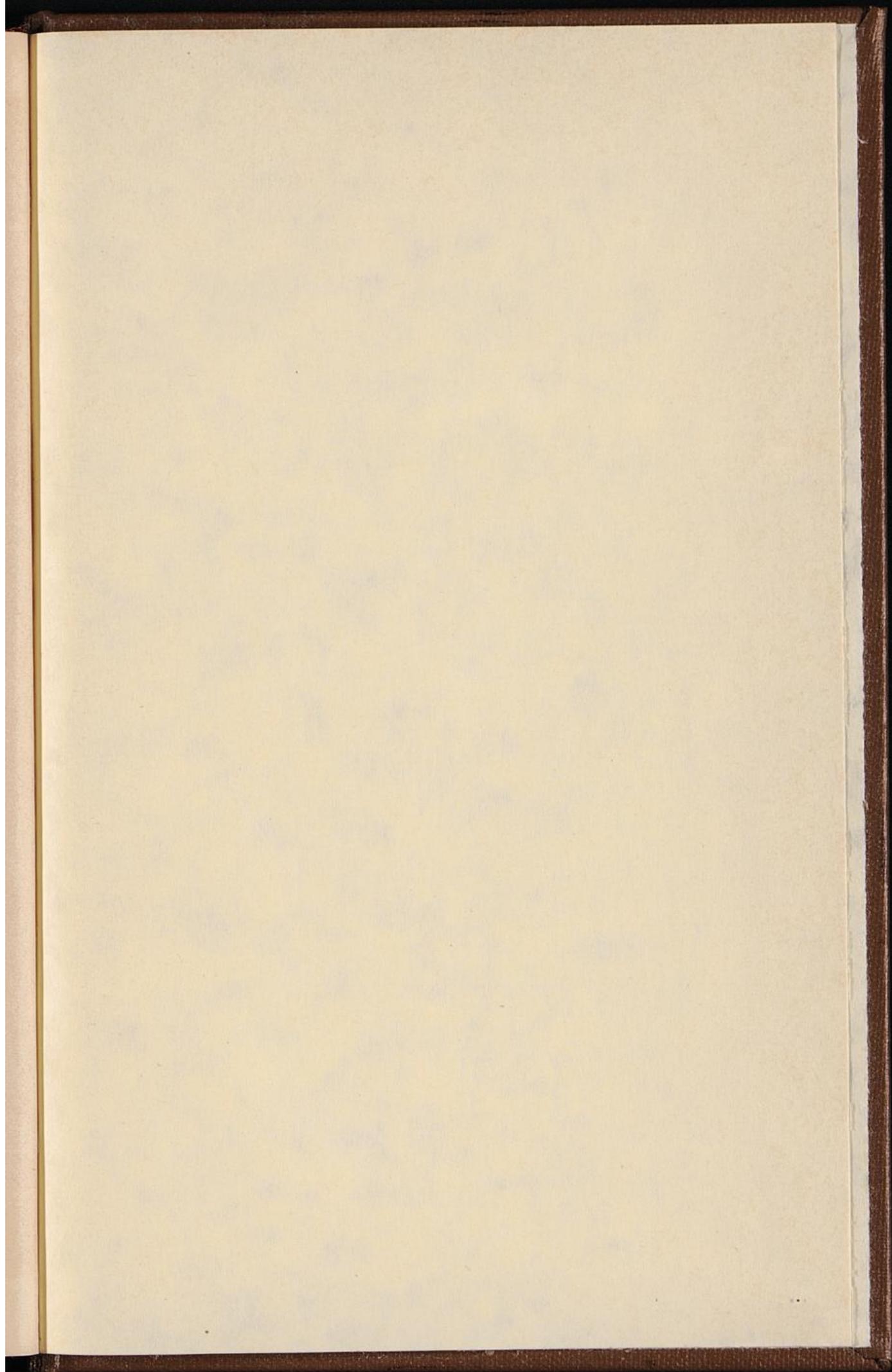
sittliche Kraft des Volkes ist hier noch vonnöthen, und wie unerläßlich ist es, diese Kraft zu stärken! Noch auch stehen im Osten und Westen gewaltige Nachbarn bis an die Zähne gerüstet, lauernd und spähend an unsern Grenzen. Wir können über Nacht in den schwersten und fürchterlichsten aller Kriege gestürzt werden, und wie sollen wir ihn bestehen ohne die höchste sittliche Kraft! Das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes müssen wir nähren, hegen und pflegen, auf daß es fest am nationalen Gedanken halte und die innern Feinde des Reiches erfolgreich zügeln, auf daß es am Tage der Gefahr in heller Begeisterung sich entflamme und in sicherster Beharrlichkeit den vaterländischen Boden schütze.

Glaubt man aber mit einer bequemen Duldung des täglich zunehmenden sprachlichen Mischmasches das echte und rechte Nationalgefühl im deutschen Volke heben zu können? Ich will mich bescheiden, hier Antwort zu geben. Jeder echte und rechte Deutsche kann sie sich selbst geben. Doch ich will zum Zeugniß, daß auch diese Wechselwirkung zwischen Sprache und Nationalbewußtsein längst erkannt ist, die Worte zweier großen Männer der Vergangenheit wiederum anführen. Leibniz beginnt seine „Unvorgreiflichen Gedanken“ mit dem Satze: „Es ist bekannt, daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben.“ Und Arndt sagt in seiner Schrift „Über den Gebrauch einer fremden Sprache“ folgendes: „Die Sprache ist ein Spiegel des Volkes, das sie spricht.“ Und weiter: „Weil denn die Sprache eines Volkes das innigste Gemüth, die verborgene Geschichte, die älteste Entwicklung, kurz die ganze Art seines Empfindens, Denkens, Darstellens und Lebens verschließt, so verändert, was die Sprache verändert, nothwendig auch das Volk; was die Sprache verwirrt und verrückt, mit Fremdartigem und Ungleichem vermengt und auf irgend eine Weise den klaren

und lauterem Fluß derselben trübt, das hat auch den Einfluß der Verwirrung, Verrückung, Hemmung und Trübung des ganzen Volkes. Denn ein geistigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht. Will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigenthümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.“ (S. 33/4.) Unsere Sprache ist ja aber nun leider vielfach verdorben und selbst schon gefahrdrohend zerstört, indem, von anderem zu schweigen, viele Wörter derselben vernichtet oder beseitigt worden sind zu Gunsten fremder Einmischlinge. Deshalb ist die Wiederherstellung der nationalen Sprache in ihrer Echtheit, Reinheit und Schönheit nicht bloß eine Sache der Sprache an und für sich, sondern eine nationale Aufgabe des deutschen Volkes, seiner Vertreter und seiner Leiter.

Unser großer und edler Dichter hat das inhaltmächtige Wort gesprochen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Nun wohl, zur Ehre einer Nation gehört auch die würdige, zum mindesten die anständige Behandlung ihrer Sprache. Mag also die deutsche Nation zusehen, wie sie vor dem Urtheile der fremden Völker und vor dem Gerichte der Weltgeschichte bestehe. Mögen die Regierenden erkennen, welche Macht ihnen gegeben ist, der Nation zu helfen, und mögen sie sich beeilen, ihre Pflicht zu thun. Ich habe mein Gewissen gewahrt und wasche meine Hände.

Braunschweig, im Oktober 1882.



Universitätsbibliothek Bonn

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches © The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black
								

Universitatshibliothek HSS00190

